hEFt

für literatur, stadt und alltag

#19 · januar 2010

du & ich

im Morgenrot

hEFt in die Hand

Offene Redaktion

» am 3. Februar 2010 » um 19:30 Uhr

» im Weinstein Le Bar

Offenes Büro

» immer mittwochs 17 bis 19 Uhr

» hEFt-Büro Dalbergsweg 17a, Erfurt

Anzeigen

» Impressum

hEFt für literatur, stadt & alltag » Ausgabe 19 (5. Jg.), Januar 2010 » Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn » Auflage: 2.000 Stück, kostenlos » Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt » Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de » Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 000 » Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.) » Mitarbeiter dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Ralf Rudolfy » Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wieder. » Titelgrafik, Satz & Layout: Steffi Winkler, www.winklerin.de » Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de

Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern » Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert » Texte sind willkommen (max. drei Schreibmaschinenseiten), bitte auf Datenträger oder per E Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die im Magazin vertretenen Meinungen spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider. Die Seiten 6, 15 und 20 bis 22 dieser Ausgabe enthalten satirische Inhalte. Die nächste Ausgabe erscheint am 29. März 2010; Redaktions- und Anzeigenschluß: 26. Februar 2010.

Das hEFt wird gefördert durch die Stadt Erfurt und das Thüringer Kultusministerium. Herzlichen Dank auch an die Spenderinnen und Spender.

Kulturrausch

Sparkasse Mittelthüringen

Landeshauptstadt Erfurt Stadtverwaltung

Thüringer Kultusministerium

Grafik: Jim Avignon

zwischen den hEFten:

25.10.
hEFt-reliest im Peckham's. Volle Hütte in der feinen Bar in der Pergamentergasse. Wer wollte, konnte sich am Einlaß beim Dieter-Althaus-Ähnlichkeitswettbewerb beteiligen – und bekam dafür ein Polaroid von sich in Althaus-Pose vor dem zukunftsblauen Hauptsache-hEFt-Wahlplakathintergrund. Anschließend legten sich unser Moderator Thomas Rost und DJ Honza ins Zeug, genauso wie die Autorinnen und Autoren. Leider blieb der angekündigte Spitzenkandidat Theo Schuster (»Kultur für alle!«) seinen Wahlkampfauftritt schuldig. Gewählt wurde er bei der anschließenden Testwahl zum Bundestag trotzdem. Und das mit der überwältigenden Mehrheit von 51 abgegebenen Stimmen. Bei den Zweitstimmen lagen die Piratenpartei (15 Stimmen) und die MLPD (10 Stimmen) vorn, was das Bundestagswahlergebnis zwei Tage später quasi auf den Kopf stellte. Schöne Sache – und herzlichen Dank an die Peckhamer!

03.10.
Straßenfest zum Tag der Einheit der Menschen, Engelsburg. Inzwischen schon eine kleine Tradition: die Teilnahme des hEFtes an der vorgelagerten Veranstaltungsreihe und dem Straßenfest, gemeinsam mit vielen anderen engagierten Leuten, denen die jährliche deutsche Einheitsfeierei mächtig auf den Kranz geht.

28.10.
Offene hEFt-Redaktion, Le Bar. Wie immer im Vorfeld einer jeden Ausgabe konnten alle, die Ideen, Wünsche und Kritik einbringen wollten, in den Prozeß einsteigen.

29.10.
Übergabe des Offenen Briefes in Sorge um die Weiterexistenz kultureller Einrichtungen in Erfurt. Den städtischen Kürzungsplänen im Kulturbereich entgegentreten, Vorschläge unterbreiten, Diskussionen anregen. Inzwischen haben schon knapp 600 Leute das Anliegen mit ihrer Unterschrift unterstützt. Wer noch will: www.kulturerfurt.kunsthaus-erfurt.de.

30.10.
Südtangente 20/50 – Lesung und Buchpräsentation, Le Bar. Die vom Kulturrausch e.V. und hEFt im Frühjahr und Sommer veranstaltete Bauhaus-Schreibwerkstatt »spiel.arbeit.fest« präsentierte die Werkstattergebnisse gleich doppelt: als Lesung und Broschüre. Einige Exemplare sind von dem 88-seitigen Druckwerk noch erhältlich und unter www.kulturrausch.net zu bestellen oder herunterzuladen.

12.11.
Preisverleihung Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb 2009, Engelsburg. Frische Thüringer Literatur und verborgene Talente fördert dieser Wettbewerb seit nunmehr neun Jahren zutage. Zur Preisverleihung waren alle Preisträgerinnen und Preisträger in den E-Burg-Keller gekommen und lasen ihre Texte. Besonders bemerkenswert: Bei den Schülerförderpreisen belegten die Zwillingsschwestern Beatrice und Adina Frank den ersten und zweiten Platz. Alle Preistexte gibt's in diesem hEFt.

13.11.
Beginn Zeitungsworkshop im Projekt Ladebalken, Magdeburger Allee 137. Im Rahmen des vom Erfurter Plattform e.V. veranstalteten Projektes für Jugendbeteiligung im Erfurter Norden fand ein von hEFt-Redakteuren geleiteter, mehrtägiger Zeitungsworkshop statt. Dabei wurde eine auf den 18. Dezember 2019 datierte Tageszeitung erarbeitet. Wie diese aussieht, kann man sich unter www.ladebalken.info ansehen.

03.12.
Handgranaten auf Damenoberbekleidung – Lesung mit hEFt-Autoren Franziska Wilhelm und Alexander Platz, Kunsthaus Erfurt. Auch wenn die Grippe Frau Wilhelm an diesem Tag ans Bett fesselte, fand sich mit Nadine Witt kurzfristig eine hervorragende Vertretung für diese traditionelle Vorweihnachtslesung, die nicht nur durch die vorgetragenen Texte und Songs in Erinnerung bleiben wird, sondern auch aufgrund des offensichtlich zufälligen Umstandes, daß auf der Bühne die Mobiltelefone der beiden Protagonisten kurz nacheinander klingelten.

Liebe Leserin, lieber Leser,

es ist kaum zu übersehen: Auch das hEFt ist eine »Prekäre Kultureinrichtung«. Ob das hEFt das fünfte Jahr seines Bestehens übersteht, ist ungewiß. Das Plakat des in New York lebenden Künstlers Jim Avignon, welches er speziell für die »Thüringer Plakataktion gegen Kulturabbau« entwarf, weist einmal mehr auf die aktuelle Bedrohung vieler freier Träger, Einrichtungen und Projekte in Erfurt hin. Nicht nur, aber auch in der Kultur. Und das, trotzdem das Schlimmste für Kinoklub, Kunsthaus, Schotte und Co. verhindert werden konnte. Trotzdem das Haushaltsloch nun doch geringer zu sein scheint, als zunächst befürchtet. Und trotzdem von Seiten der Politik vielfach zugesichert wurde, nicht nach der »Rasenmäher-Methode« vorzugehen. Der gute Wille ist sichtbar, aber die Kürzungen sind damit leider nicht vom Tisch. Das zeigt auch das Interview zum Thema mit Tamara Thierbach, Bürgermeisterin und Dezernentin für Bildung, Soziales und Kultur, ab Seite 7 dieser Ausgabe.

Aber es gibt auch Positives zu vermelden: Der Literaturteil ist in diesem hEFt so umfangreich ausgefallen, wie schon lange nicht mehr. Zum einen verdanken wir das den diesjährigen Preisträgerinnen und Preisträgern des Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbs. Nachzulesen sind diese Texte ab Seite 45. Zum anderen haben wir mit unserem Thema »Du & Ich im Morgenrot« offenbar ins Schwarze getroffen. Uns erreichten zahlreiche Einsendungen und die Auswahl ist uns alles andere als leicht gefallen. Zu den zusätzlichen acht Seiten dieser Ausgabe (Wenn wir schon untergehen, dann aber mit wehenden Fahnen!) hätten wir gut und gerne noch einmal acht Seiten füllen können. Das hätte die finanziellen Möglichkeiten des hEFtes dann aber doch deutlich überschritten. Womit wir zurück beim leidigen Thema Geld sind. Das soll uns aber, liebe Leserinnen und Leser, nicht die gute Laune vermiesen.

Wir wünschen Ihnen ein anständiges Jahr 2010!

Die Redaktion

Anzeige

Erfolg ist eine Frage von Qualität

Qualität beginnt in den Köpfen. Im Zusammenspiel mit einer professionellen Ausstattung und qualifizierten Mitarbeitern erhält die Gutenberg Druckerei GmbH Weimar diesen Anspruch.
Für hochwertige künstlerische Druckerzeugnisse wie Postkarten, Veranstaltungskataloge und anspruchsvolle Bücher sind wir Ihr erfolgreicher Partner. Erfolg ist eben eine Frage von Qualität.

Gutenberg Druckerei GmbH Weimar | Marienstraße 14 | 99423 Weimar
Telefon 0 3643/4168-0 | Telefax 0 3643/4168-22
info@gutenberg-weimar.de | www.gutenberg-weimar.de

stadt & alltag

04 aus der redaktion.
06 schöne aussicht.

anger süd-west

07 interview tamara thierbach.
10 keine gewalt.
12 zehn jahre hochschulreform.
14 am anfang war das wort.
15 fünf fragen an: reinhard lettau.
16 rezensionen.
17 literaturbüro.
18 fragmente aus der abseitsfalle.
19 hEFt-weinberatung.

kultur & politik

20 ventil e. v.
21 onkologie der ökonomie.
24 uff'm amt.
26 homo homini lupus.
27 ein jahr kulturköpfe.

28 fotostrecke.

literatur du & ich im morgenrot

32 klasse abend.
35 the end is now – eine reportage.
38 lyrik.
39 ich hab's dir ja gesagt.
41 der bogen.
44 das grauen am morgen.

literatur eobanus-hessus-schreibwettbewerb

45 windmann geht die stürme küssen.
47 ..., als die milch ...
50 vor dem fenster.
53 heringe.
56 unscheinbar.
57 spiegelbild.
58 seifenblasenträume.

59 autor/innenverzeichnis.

schöne aussicht:

Wunderwaffe Müll!

Erfurt, 29.12.2010. Wir erinnern uns: Im Herbst des Jahres 2009 sind die Aussichten für den Haushalt 2010 in der Landeshauptstadt mehr als düster. Viele soziale und kulturelle Einrichtungen sind von dramatischen Kürzungen bedroht. Soziale Unruhen scheinen unausweichlich und Erfurt droht in der kulturellen Bedeutungslosigkeit zu verschwinden, da nur noch die kulturellen Leuchttürme wie Weihnachtsmarkt, Krämerbrückenfest und Autofrühling überleben werden. Dann im November 2009 eine weitere Hiobsbotschaft: Die erst drei Jahre alte Restabfallbehandlungsanlage in Erfurt-Ost droht zum Millionengrab zu werden. Mit 90000t Müll pro Jahr ist sie viel zu großzügig konzipiert worden. Es dauert eine Weile, doch Anfang 2010 erkennt die Stadtverwaltung den Zusammenhang und die Chance: Erfurt geht neue Wege. Die Stadtoberen lassen die in der Vergangenheit bereits erfolgreich gelaufene Aktion »Erfurt blüht …« kurzerhand an die gegebenen Umstände anpassen. Ein ganzes Jahr lang heißt es nun »Erfurt müllt …«.

Eine beispiellose Werbekampagne begann. Und der Erfolg gibt den Initiatoren nun Recht. Die Erfurterinnen und Erfurter produzierten im laufenden Jahr soviel Müll wie nie zuvor. Die befürchteten Ausfälle bei der Gewerbesteuer konnten so nicht nur kompensiert werden. Am Ende dieses Jahres wird die Stadt sogar Steuermehreinnahmen zu verzeichnen haben. Denn Müll schafft Arbeitsplätze! Nicht nur in der Branche selbst: Denn mehr Müll braucht mehr Müllmänner! Auch in der Autoindustrie: Denn mehr Müllmänner brauchen mehr Müllautos! Im Straßenbau: Denn mehr Müllautos brauchen breitere Straßen! Die Reihe ließe sich endlos fortsetzen. Nicht zuletzt bis in die Kultur hinein: Wer erinnert sich nicht gern an die diesjährigen Domstufenfestspiele und die bundesweit beachtete Interpretation von »Die Meistermüller von Morgen« in der Inszenierung von Benno Müllmann. Und so möchte man ausrufen: Erfurt blüht dank Müll! (ap)

Weihnachtsmärchen

Erfurt, 21.12.2010. Der Wächterhaus e.V., der vor einigen Wochen endlich von der Stadt ein leerstehendes Gebäude bekommen hatte, um es durch Zwischennutzungen zu erhalten, erfuhr seitdem einen enormen Zulauf an Unterstützern, ebenso wie potenziellen Wächtern aus der Erfurter Kulturszene.

Nach den ermüdenden Debatten um die Verteilung der Mittel zur Finanzierung der zumeist protzigen Sterne des Erfurter Kulturhimmels war die freie Szene nun wieder motiviert. Und erhoffte mit dieser spürbar wachsenden Bewegung, den vom schwarzen Haushaltsloch dieser Tage inzwischen lichtarmen Kulturhorizont neu zu erleuchten. Nur Geld zur Umsetzung war so gar nicht zum greifen nah.

Aber manchmal geschehen eben doch Wunder. Und so erlebte Erfurt sein ganz eigenes Weihnachtsmärchen, als in der letzten Haushaltsdebatte vor den Feiertagen eine Sondermitteilung überraschte. Der zum Weiterbetrieb kleiner Kultursterne Erfurts nötige Betrag sowie eine stattliche Summe zweckgebunden für das Wächterhausprojekt wurden anonym überwiesen.

Aus Insiderkreisen war zu hören, der geheime Gönner sei Opernfetischist und ein von kommunaler Armut angewiderter Stadtplaner zugleich. Er bange um die Qualität seines zweiten Zuhauses und wolle zudem endlich einmal Projekte fern von bürokratischen Hürden leben sehen. Von den Medien schnell als Görlitz-II-Mäzen gehypt, verhinderte sein Wohltätertum die *total eclipse* am Erfurter Kulturhorizont.

Gestern nun feierte die neu gegründete Initiative »Neuer Norden« die kurzfristige Einweihung von sieben Wächterhäusern in der Magdeburger Allee mit einem Weihnachtsmarkt der anderen Art: Nicht nur die Einwohner waren begeistert, als ein Pulk an Flanierern, Thai Chi nebst Laientheatergruppen, Händlern und Tänzern das Straßenbild im Erfurter Norden bunt und über den Rand ausmalte, Ilvers, AJZ und Klanggerüst die Nachwuchsmusiker beim ersten Konzert am neu entstandenen Nordbahnhofgelände unterstützten und im altstadtnahen Bereich, wo zwei Wächterhäuser vordringlich durch Alten-WGs genutzt werden sollen, Senioren mit ihren Zivis zu Roger Whittakers »Abschied ist ein scharfes Schwert« ekstatisch tanzten. (jf)

wir müssen handlungsfähig bleiben.

Die Haushaltslage der Stadt Erfurt ist prekär und die geplanten Kürzungen im Kultur- und Sozialbereich werden heftig diskutiert. Der Stadtrat hat am 16. Dezember eine vorläufige Haushaltsführung beschlossen, die bis zum Zustandekommen eines Haushaltes gilt und die den Trägern ein Überleben auf kleiner Flamme sichern soll. Ein Gespräch mit Tamara Thierbach, Bürgermeisterin und Dezernentin für Soziales, Bildung und Kultur, über Prioritäten, Kulturleitbilder und Zeitkorridore

Laut der Vorlage zur vorläufigen Haushaltsführung sind im nächsten Jahr Kürzungen von 15 Prozent im Kulturbereich, 25 Prozent im Jugendförderbereich und bei sonstigen Zuschüssen im Sozialbereich sogar bis zu 50 Prozent geplant. Welche Konsequenzen wird das für die Träger und deren Arbeit haben? Zunächst: Keiner wird rein prozentual gekürzt. Die Prozentzahlen, die kursieren, sind alle falsch. Wir lassen uns von anderen Prämissen leiten. Es ist richtig, es fehlen ca. 26 bis 30 Millionen im Verwaltungshaushalt. Da es nicht zu erwarten ist, daß sich die Einnahmen positiv entwickeln, müssen wir überlegen, mit welchen Kürzungen wir eine bunte Vielfalt von Leistungen im Kultur-, Jugend-, Sport- und Sozialbereich anbieten können. Genau das ist die Frage, und nicht, wer wie gekürzt wird. Wir haben Prioritäten gesetzt, und die stehen in der Beschlußvorlage für den Stadtrat vom 16. Dezember.

Es ist wichtig, sich gedanklich von dieser Prozentliste zu trennen. Wer wie betroffen sein wird, wird sich im Jahr 2010 zeigen, sobald wir die Zahlen über die Schlüsselzuweisungen und Steuerentwicklungen aus dem Land haben. Ziel ist es, nichts soweit zu kürzen, daß Projekte vollständig aufgeben müssen. Aber es wird Einschnitte geben müssen – und wir werden den Weg über drei Jahre gemeinsam gehen.

Die Kürzungen betreffen vor allem freie Träger. Inwieweit sind auch städtische Einrichtungen im Kultur- und Sozialbereich betroffen? Es gibt ganz massive Einschnitte in der Stadtverwaltung – sowohl in den Vorhaben als auch in der Personalstruktur. Wir werden jedoch für die Stadtverwaltung keinen Haustarif vereinbaren und keine betriebsbedingten Kündigungen aussprechen. Wir werden aber Stellen, die durch altersbedingtes Ausscheiden frei werden, nicht wieder besetzen. Es wird dadurch Bereiche geben, in denen von vormals acht Mitarbeitern nur noch zwei übrig bleiben. Wir orientieren bei diesen Einsparungen auf sechs Millionen Euro.

Und wir müssen uns von Aufgaben trennen. Aber, ein Museum zu schließen, hat überhaupt keinen Sinn. Das Personal muß weiter bezahlt werden und die Überwachung auch. Das Kulturgut muß weiter geschützt und auch restauriert werden. Wer Museen schließt, verschenkt Einnahmen.

Die Gültigkeit des aktuellen Jugendförderplans wurde um ein Jahr bis Ende 2010 verlängert. Werden die damit verbundenen Leistungsvereinbarungen mit den Trägern, die ihnen eigentlich Planungssicherheit geben sollen, nun aufgekündigt? Die Verwaltung kann überhaupt nichts aufheben. Der Jugendhilfeausschuß muß über eine Prioritätenliste beschließen, welche Maßnahmen wann und wie weiter gefördert und in den Haushalt 2010 eingearbeitet werden sollen. Der Jugendförderplan steht – wie jeder andere Beschluß des Stadtrates – unter Haushaltsvorbehalt. Das heißt aber nicht, daß man sich zu 100 Prozent davon verabschieden kann, sondern die Maßnahmen müssen trotz weniger Mittel adäquat weitergeführt werden. Wir müssen alles, was planbar ist, jetzt in die Hand nehmen und nochmals prüfen. Und erst dann werden wir feststellen können, wer welche Kürzungen hat.

Es besteht die Gefahr, daß das, was einmal gekürzt wurde, auch im Nachhinein bei vorliegendem Haushaltsplan nicht wieder komplett gewährt wird und die Kürzungen damit auch für das Jahr 2011 festgeschrieben werden. Nach dem Motto: Wer das überlebt hat, kann auch weiter überleben. Wenn Schwerpunkte gesetzt werden, müssen auch auf einem relativ geringen Level die Kapazitäten benutzt werden, um etwas aufrechtzuerhalten. In Zeiten, in denen das Geld wieder fließt, sage ich aber auch nicht: Alles einfach wieder hoch, sondern: Die Konzepte auf den Tisch, die Schwerpunkte und den Bedarf bestimmen. Wie jetzt, wenn es um die Suche nach Lösungen geht, miteinander diskutiert wird, ist schon sehr bezeichnend und sehr unterschiedlich. Erfurt hat 280 Kulturvereine. Ich wünsche mir, daß wieder eine Solidarisierung stattfindet und nicht Angebote gegeneinander ausgespielt werden, und daß verstanden wird, daß notwendige Einsparungen keine Böswilligkeit der Stadtverwaltung sind.

Trotzdem ist Protest doch angebracht. Aber richtig! Die Orientierung muß aber sein, auch der Kommune zu helfen. In den kommunalen Finanzausgleich vom Land werden immer mehr Leistungen gepackt, aber das Geld wird nicht in dem Umfang erhöht. Keiner will den Zuschuß von 50 Cent für jedes Schulessen abschaffen, aber die Stadt kann es, nachdem das Land ausgestiegen ist, nicht mehr bezahlen. Was wir aufrecht erhalten wollen, ist das kostenlose Mittagessen für all die Kinder, die von Hartz IV leben, und das Sozialticket für die Straßenbahn.

Wieviel wird durch die geplanten Kürzungen im Jugend-, Sozial- und Kulturbereich gespart? Da die vorläufige Haushaltsführung keine Kürzungsliste ist, sondern festlegt, wer bis zum Haushalt was bekommt, sind wir noch nicht am Ende. Wir wissen nicht, wie sich die Gewerbesteuer entwickelt und wie hoch die Schlüsselzuweisungen des Landes sind. Wir möchten, daß wir einen Haushalt schaffen, in dem der Stadtrat und die Verwaltung handlungsfähig bleiben.

Wann ist mit Klarheit, also mit einem Haushalt zu rechnen? Wenn alles gut läuft, könnten wir im März einen Haushaltsentwurf vorlegen. Und diesen im April oder Mai verabschieden.

Parallel zu der angespannten Haushaltslage wird an einem Kulturkonzept gearbeitet. Wie zufrieden sind Sie mit dem bisherigen Stand und der Arbeit der AG Kulturkonzept? Ich erlaube mir da kein Urteil, weil ich an den AG-Sitzungen nicht teilgenommen habe. Ich bin jedoch nicht unzufrieden mit dem ersten Entwurf zum Kulturleitbild und den Kulturleitlinien. Jetzt könnten manche behaupten, dort sind kulturpolitische Allgemeinplätze beschrieben, ich empfinde es nicht so. In einem öffentlichen Dialog Leitlinien und eine Präambel für das zu entwickeln, an dem dann Maßnahmen orientiert werden sollen, war sicherlich der schwierigste Teil der Debatte. Ich bin überzeugt, an den Leitlinien läßt sich die Kulturlandschaft und die Struktur, die wir haben, ziemlich gut sortieren. Die Hochkultur hat ihren Platz. Aber auch die Soziokultur mit ihren vielfältigen Ansätzen wird viel breiter als bisher begriffen. Und daran werden Förderkriterien mit dem Ziel festgemacht, eine Proportionalität zwischen Hochkultur, etablierter Kultur und Soziokultur zu erreichen.

Foto: Albert Heidler

Was halten Sie von der Forderung, die Kultur als Pflichtaufgabe festzuschreiben? Ist ein Kulturförderplan, entsprechend dem Jugendförderplan, der über drei Jahre läuft, vorstellbar? Ich gehe jetzt erst einmal ins Ministerium. Ich will einfach wissen, was hinter der Koalitionsvereinbarung hinsichtlich der Kulturförderung und -entwicklung für das Land steckt. Was steckt beispielsweise hinter der Ansage, daß das Projektmanager-Programm ausgebaut werden soll. In der Praxis erfahre ich im Moment eher von Bewilligungsbescheiden, die in die entgegengesetzte Richtung weisen: nämlich Kürzung. Ich will vom Ministerium Zeitkorridore erfahren, die Legislaturperiode ist schließlich lang. Und, ja, ich kann mir vorstellen, Kultur als Pflichtaufgabe in der Verfassung zu verankern. Die Ansätze waren ja alle da. Beim Bibliothekengesetz zum Beispiel bestand ja die Chance, Bibliotheken als Pflichtaufgabe einer Kommune zu verankern. Aber da ist im Land in der Vergangenheit einiges vergeigt worden. Und natürlich kann ich mir so etwas wie einen Kulturförderplan vorstellen. Auch wenn das sicherlich nichts ist, was in einem halben Jahr verwirklicht werden kann.

Das kulturelle Jahresthema 2010/11 »Luther, der Aufbruch« wurde auch gestrichen. Das Jahresthema ist nicht gestrichen, sondern es steht nicht in der vorläufigen Haushaltsführung. Das heißt, die Kulturdirektion bekommt ab 1. Januar 2010 nicht automatisch das Geld, sondern sie muß das gesamte Konzept noch einmal überarbeiten, mit Blick auf den tatsächlichen Haushalt bzw. die zur Verfügung stehenden Mittel. Es gibt ja eine ganze Menge an Projekten, die von der Kulturdirektion selber durchgeführt werden. Auch was das Stadtmuseum betrifft: Wir können es uns im Moment nicht leisten, das Museum für mehr als eine halbe Million Euro umzubauen, nur weil Luther unterwegs ist. Da geht es vielleicht auch eine Nummer kleiner, mit einer Ausstellung zum Beispiel. Ich bin allerdings unbedingt dafür, daß wir noch Geld zusammenkratzen und die Projekte unterstützen, die im Themenjahr von Dritten, also von Vereinen und Verbänden, gemacht werden.

Was halten Sie generell von diesen Jahresthemen, und sind Sie mit der Auswahl für die nächsten Jahre zufrieden? Da hab ich ja nun schon sehr viel drüber gelacht, über das Rückwärtsgewandte in den letzten Jahren. Das müssen wir einfach selber noch einmal hinterfragen. Das hängt ja auch mit dem neuen Kulturkonzept zusammen. Ich denke, der Vorschlag von Prof. Schierz von der Kunsthalle, die Geschichte und die

Moderne innerhalb der Jahresthemen miteinander zu verknüpfen, ist eine sehr gute Idee. Oder solche Sachen, wie die *Fête de la Musique*, die finde ich viel interessanter, da kann die Bevölkerung direkt teilhaben. Luther interessiert den Großteil der Bürgerinnen und Bürger nicht unbedingt, allenfalls unter religiösen Aspekten …

Seit Herbst gibt es regelmäßige Gesprächsrunden mit der freien Kulturszene und Ihnen, dem Oberbürgermeister und Vertretern des Stadtrates und der Verwaltung. Ziel ist, auftretende Probleme zu besprechen und Zugänge zur Verwaltung zu erleichtern. Was haben diese Gespräche bisher gebracht? Erstens glaube ich, daß man überhaupt erst einmal ins Gespräch gekommen ist, ist ein ganz, ganz positives Ergebnis. Zweitens: Der Oberbürgermeister und ich, wir bleiben bei dem Versprechen, daß für die freie Kulturszene eine Anlaufstelle in der Stadtverwaltung geschaffen wird. Diese Stelle wird es geben! Und drittens war es für mich interessant zu erfahren, daß es oftmals nicht das Geld ist, sondern daß es die Bedingungen sind, die Leute verzweifeln lassen und letztlich Kultur verhindern, im *Café April* zum Beispiel oder bei Veranstaltungen im alten Innenministerium. Ich glaube, durch diese Runden ist schon sehr viel in Bewegung gekommen, zum Beispiel was die Wächterhäuser betrifft. Da war lange Zeit überhaupt nicht daran zu denken. Die Verwaltung hat sich bewegt, und die KOWO muß das Haus herrichten. Ich wünsche mir, daß durch diese Runden auch in der Verwaltung ein Lernprozeß in Gang kommt. Die Verwaltung muß begreifen, daß die Räume aufgemacht werden müssen, und nicht nur für Leute, die bereits in irgendeiner Form etabliert sind.

Sie haben es gerade erwähnt, über kurz oder lang soll eine Koordinierungsstelle für die freie Kulturszene in der Stadtverwaltung geschaffen werden. Wann kann mit dieser Stelle gerechnet werden und welche Aufgaben wird sie haben? Ich kann Ihnen keinen genauen Zeitpunkt nennen. Allein deshalb, weil ich im Moment nicht einstellen kann, wenn ich nicht einstellen darf. Wir stehen im Wort, wir halten unser Wort und wir hoffen, daß wir das möglichst bald über die Bühne bekommen. Wenn sie dann da ist, soll diese Stelle Anlaufpunkt für Projekte sein, Anlaufpunkt, wenn es um Antragstellung für Fördermittel geht. Sie soll koordinieren, wenn mehrere Ämter an der Antragstellung beteiligt sind usw. Und, das hoffe ich ganz stark, diese Person wird durch ihre Kontakte und Erfahrungen merken, was fehlt, und diesen Freiraum müssen wir dann gestalten.

Die Kultur ist seit Sommer in Ihrem Dezernat angesiedelt. Zunächst gab es Kritik von einigen Seiten, die die Kultur lieber im Bereich OB gehabt hätten. Inzwischen sind viele positive Stimmen zur derzeitigen Lösung zu vernehmen. Wie fällt Ihr Fazit nach einem halben Jahr aus? Mein Fazit? Kultur ist unglaublich spannend! Man lernt sehr viele interessante Menschen kennen. Ich merke, daß es – unabhängig vom Ruf, der einer Stadtverwaltung oder einer Kulturdirektion vorauseilt – auch dort Menschen gibt, die mitziehen, wenn es darum geht, Rahmenbedingungen zu setzen für die Leute, die Kultur machen. Die sich als Management begreifen und nicht als diejenigen, die für die Inhalte verantwortlich sind. Spaß macht es auf jeden Fall, vor allem, wenn Sie vorher ausschließlich in einem Bereich unterwegs waren, der mit Problemen vollgestopft ist. Da ist es einfach schön, abends auf eine Lesung gehen zu können oder zu einer Ausstellungseröffnung.

Sie gelten als Kommunalpolitikerin, die mit offenen Karten spielt und für jeden ein Ohr hat. Gleichzeitig sind Sie für sehr viele Bereiche zuständig. Wie schaffen Sie es, den Überblick zu behalten? Indem ich nicht alles selber mache. Ich mache viel, das stimmt. Aber ich bin auch gut im Delegieren. Und ich kann auch sehr hart sein. Wenn ich sage: bis dann und dann, dann meine ich auch bis dann und dann. Wenn dann jemand sagt, ich bekomme das nicht hin, weil … dann ist das eine andere Geschichte. Und dann, das sage ich ganz ehrlich, 16 Jahre Landtag waren eine gute Schule, um viele Sachen unter einen Hut zu bringen.

Das Thema unserer Ausgabe ist »Du und Ich im Morgenrot«. Was fällt Ihnen spontan dazu ein? Urlaub auf den Fidschi-Inseln und Fidschi-Brunch. Ich habe ein Wandposter, Morgenrot auf den Fidschi-Inseln. Das ist so kitschig und so schön, weil es echt ist.

Frau Bürgermeisterin, vielen Dank für das Gespräch.

Interview: Thomas Putz und Alexander Platz

keine gewalt.

Fast geschafft, das erste Jubeljahr ist bald zu Ende – 20 Jahre Anfang vom Ende und Ende vom Anfang dann nächstes Jahr. Es ist schon spaßig, wie die heutigen Gesetzesschaffer und -hüter die Gesetzesbrecher von damals feiern. Wenn es sein muß, vor Polizeischülern in Zivil am Brandenburger Tor, wo von Schulklassen bemalte Pappmauern zum Einsturz gebracht wurden. Verkrampft wurde versucht, einen unorganisierten Aufbruch für einen demokratischen Sozialismus im Herbst '89 zum Wiedervereinigungsvolksaufstand umzudeuten. Und um ja keinen Zweifel aufkommen zu lassen, daß Revolutionen eigentlich abgelehnt werden (Unterstützung der Niederschlagung revolutionärer Bewegungen seit Staatsgründung der BRD inklusive), heißt es natürlich »Friedliche Revolution«.

Ob der Herbst '89 in der DDR friedlich war oder nicht, ist nicht entscheidend, in Rumänien, wo mit den Despoten kurzer Prozeß gemacht wurde, käme wohl niemand auf die Idee, die Ereignisse vor 20 Jahren anders zu beurteilen, wenn sie so wie in der DDR gelaufen wären.

Aber der Begriff »Friedliche Revolution« in der DDR ist eine Mär. In Dresden eskalierte die Gewalt am 4. Oktober 1989. Im Zusammenhang mit der Ausreise von DDR-Flüchtlingen über die Prager Botschaft wurden am 4. Oktober 1989 vier Züge durch den Dresdner Hauptbahnhof geleitet. Vor und im Bahnhof versammelten sich ca. 5.000 Menschen, teilweise mit dem Ziel, gewaltsam in die Züge zu gelangen. Als die Polizei einschritt und den Bahnhof räumte, kam es zu heftigen Auseinandersetzungen, bei denen Bürger die Polizei mit Pflastersteinen bewarfen und Teile des Bahnhofes demolierten. Ein Polizeiauto wurde dabei angezündet. Die Polizei setzte Wasserwerfer, Tränengas und Schlagstöcke ein und nahm zahlreiche Bürger fest. Diese Ereignisse führten aber nicht zur Distanzierung der oppositionellen Gruppen, sondern waren der Beginn des Dresdener Dialogs. Ähnliche Vorfälle gab es am 7. Oktober in der ganzen Republik. Daß es ab dem 9. Oktober 1989 zu keinen Gewaltanwendungen seitens der Demonstranten gegen Polizei- und Armeekräfte mehr kam, ist dem Umstand geschuldet, daß es einfach nicht notwendig war. Erinnert sei auch an vereinzelnde Meutereien und Soldatenräte.

Was Polizeigewalt bedeutet, konnten wir dann wieder ab dem 3. Oktober 1990 erleben: Brutale Polizeieinsätze in Berlin bei der Demonstration »Deutschland, halt's Maul« und bei der Räumung der Mainzer Straße im November 1990.

Auch gab es in den Wendezeiten 1989/90 etliche Tote. Die Zahl der Selbsttötungen in Funktionärskreisen wird auf hundert geschätzt, darunter zwölf Selbstmorde hoher DDR-Funktionäre. So zum Beispiel Bauminister Wolfgang Junker und Johanna Töpfer, Vizechefin des Gewerkschaftsbundes. Johanna Töpfer schluckte am 7. Januar 1990 Gift, weil sie sich auf dem Gewerkschaftstag nicht verteidigen durfte. Ende des Monats stellte sich heraus: Die Vorwürfe des Amtsmißbrauchs waren unberechtigt. Wolfgang Junker wurde für rechtswidrige Bauten von Funktionären verantwortlich gemacht. Ob die Vorwürfe stimmten, blieb ungeklärt. Weitere waren Gerhard Lange, Chef der Staatssicherheit in Suhl, und die Stasibezirkschefs aus Dresden und Neubrandenburg, Horst Böhm und Peter Koch, der SED-Kreischef Bautzens, Heinz Mieth, die SED-Kreisvorsitzenden von Köthen (Sachsen-Anhalt) und Perleberg (Brandenburg) und der Vizechef des DDR-Sportbunds, Franz Rydz.

Wie viele SED-Genossen sich töteten, ist offen: Lehrer und Universitätsangehörige, die sich vor Schülern oder Studenten schämten; Journalisten, die von Lesern oder Hörern vorgehalten bekamen, was sie früher gesagt hatten; Offiziere und Soldaten. Über deren Tod gab und gibt es keine Zeitungsmeldungen und auch kaum öffentlich zugängliche Unterlagen.

Die Herbstereignisse '89 waren aber auch auf ganz andere Weise nicht friedlich. Seit dem Sommer 1989, und ab Oktober verstärkt, kam es zu offenen rassistischen und faschistischen Übergriffen auf Nichtdeutsche, Punks und Linke. Ab Ende Oktober wurden vor laufenden Kameras und anwesenden Polizisten Nichtdeutsche attackiert; das seit dem Sommer 1989 besetzte Haus in der Berliner Schönhauser Allee, genau neben dem Polizeipräsidium, wurde nach den Fußballspielen des BFC Dynamo regelmäßig angegriffen. In Berlin, Erfurt und Weimar wurden Mitglieder des Neuen Forums und der Vereinigten Linken von Nazis krankenhausreif geschlagen. Es wurde ein Haus in der Berlin-Lichtenberger Weitling-Straße von der faschistischen »Nationalen Alternative (NA)« besetzt. Von dort gab es regelmäßig Überfälle auf neugegründete Kneipen und besetzte Häuser. Im Dresdner Alternativstadtteil Neustadt kam es zeitweise täglich zu faschistischen Überfällen. Die Polizei griff fast nie ein. Diese Entwicklung mündete in den uns allen bekannten pogromähnlichen Vorfällen in Rostock und Hoyerswerda.

Doch gab es den Aufruf »Keine Gewalt« sehr wohl in allen Städten. Er richtete sich an die Polizei, die am 7. und 8. Oktober 1989 die Demonstrationen auseinanderprügelten und viele Beteiligte festnahmen. Zur alles entscheidenden Montagsdemonstration am 9. Oktober 1989 in Leipzig verteilten mehrere Oppositionsgruppen Leipzigs ein Flugblatt, in dem die Losungen *Keine Gewalt* und *Wir sind ein Volk* auftauchten. Darin wurden die Polizisten aufgerufen, keine Gewalt anzuwenden, denn: »Wir sind ein Volk«. Genau, gemeint waren an diesem Tag mit dem Volk die Bürger der DDR.

Seitdem ist viel Wasser die Gera hinunter gelaufen. Klar wurde sehr schnell, nur die Polizei in parlamentarisch legitimierten, kapitalistischen Staaten darf Gewalt anwenden – und das in allen Facetten. Es gibt Demosprüche, die sind zeitlos, etwa: »Ich bin nichts, ich kann nichts – gib mir eine Uniform!« Aber: »Wir sind das Volk!«… Das liegt nicht nur an den Debatten zum Thema Volk und völkisch oder an der Globalisierung. Sondern auch an mangelndem Selbstvertrauen, als *Citoyen* die Stadt und das Land mitzugestalten. Das Verhältnis zur Polizei hat sich auch nicht verbessert, dazu gibt es auch keinen Anlaß. In Erfurt wurde im April dieses Jahres eine Übung zur Aufstandsbekämpfung praktisch am besetzten Haus *Topf und Söhne* umgesetzt. Das acht Jahre lang besetzte Haus wurde plattgemacht. Ist der Eindruck abwegig, daß da für etwas anderes geübt wird? Nicht nur in Erfurt: In der letzten Novemberwoche räumten 600 (!) Polizisten 20 Bewohner aus einem Haus in der Berliner Brunnenstraße. Wochen nach der Erfurter Räumung war die Atmosphäre im städtischen öffentlichen Raum geprägt von polizeilichen Einsätzen gegen Jugendliche, die sich im Park trafen, Punks hinter der Krämerbrücke, gegen die Galerie April in der Johannesstraße und bei Ausstellungseröffnungen im alten Innenministerium. Das ging von Hausfriedensbruch, über Schikanen, geheimdienstliche Tätigkeiten, Pöbeleien bis Drohungen.

Einer der Höhepunkte polizeilicher Aktionen war am 18. Oktober die Körperverletzung gegen Besucher des Kaffee Hilgenfeld am Domplatz. Ein Mann hatte, nach Auskunft der Polizei, in der Neuwerkstraße an einem Gebäude eine Kamera abgebaut und ist geflüchtet. Bürger (schützt Eure Anlagen) hatten den Mann verfolgt und telefonischen Kontakt mit der Polizei hergestellt. Sie berichteten, daß der Flüchtende in ein Café am Domplatz verschwunden wäre. Szenenwechsel: Im Kaffee Hilgenfeld sitzen die üblichen Verdächtigen bei Kaffee und Kuchen, als plötzlich ein Polizist reinstürmte und auf einen alten Bekannten traf. Diesem stand er schon öfters gegenüber, bei Kunstaktionen im öffentlichen Raum oder Demonstrationen. Also klar, erstmal mitkommen.

Ein Freund mischte sich ein. Er schilderte, daß der Verdächtigte nicht wußte, warum ihn die Polizisten mitnehmen wollten. So entstand zuerst eine Diskussion, an welcher sich der Freund beteiligte. Daraufhin wurde ihm gedroht, wenn er die Festnahme stören oder verhindern würde. Der Freund des Verdächtigten versicherte aber, daß er die Festnahme weder stören noch verhindern wolle. Auch der Beschuldigte wehrte sich nicht gegen die polizeiliche Maßnahme. Aber er beging einen Fehler – Dialog mit einem Polizisten. Und das ist für einige Beamte schlimmer als ein Steinwurf. Der Freund wollte als Zeuge bereit stehen, falls der Verhaftete nicht ordnungsgemäß von den Polizisten behandelt wurde. Dies erklärte er nach eigener Aussage auch so dem Polizisten. Der Polizist hielt von außen die Türe zu, damit die Dialogheinis ihn nicht mehr verfolgen konnten, und rief nach Verstärkung. Dann riß er plötzlich die Tür auf und schoß dem Debattierer eine Ladung Pfefferspray ins Gesicht.

Dieser mußte sich übergeben und wurde eine Stunde lang in einem herbeigerufenen Krankenwagen versorgt. Die anderen Gäste kamen mit einem Schock, roten Augen und Husten davon. Der vermeintliche Kameradieb wurde eine Stunde nach der Festnahme wieder freigelassen. Die Überwachungskamera, die er gestohlen haben soll, wurde bei der Durchsuchung des Cafés nicht gefunden.

Auch die polizeiliche Räumung des besetzten Keglerheimes Ende November trug nicht gerade zur Entspannung des gestörten Verhältnisses bei. Bei einer der seit dem Sommer stattfindenden Zusammenkünfte zwischen Vertretern der freien Szene mit dem Oberbürgermeister Andreas Bausewein, der Bürgermeisterin Tamara Thierbach, dem Leiter der AG Kulturkonzept Wolfgang Beese und Vertretern verschiedener Behörden erklärte der Oberbürgermeister, daß die Zuständigkeit für Polizeieinsätze beim Land liege. Vertreter der Polizeileitung Erfurts haben sich für das nächste Treffen angesagt. Aber es bedarf mehr als eines Treffens, bis alle Polizeibeamte die Forderung vom Herbst ’89 umsetzen – *Keine Gewalt!*

Dirk Teschner

burnout oder reform der reform?

Die Hochschulreform verbrennt ihre Kinder – so schien es lange Zeit. Zehn Jahre nach Beginn des Bologna-Prozesses signalisieren immer mehr politische Entscheidungsträger ihre Bereitschaft zu einer ernsthaften Auseinandersetzung mit den Anliegen der Studierenden. Doch ein sachlicher Diskurs steht noch immer im Schatten der Parolen und Ideologeme der Vergangenheit.

Nach den Studentenprotesten im Herbst scheint die bildungspolitische Debatte in Deutschland mit erstaunlich gewandelter Tonlage wieder in Gang zu kommen. Während Bildungsministerin Annette Schavan (CDU) noch im Sommer die Protestaktionen als »gestrig« bezeichnet hatte, reagierte sie auf die jüngsten Unmutsbekundungen der Studierenden mit Verständnis: »Wer eine große Reform ansetzt, muß darüber auch den Dialog mit den Beteiligten führen«. Nur vereinzelt wird noch in alter Basta-Manier »Schluß mit dem Gejammer« gefordert.[1] Weitgehenden Zuspruch finden die demonstrierenden Studierenden demnach auch von anderen wichtigen Akteuren wie der Hochschulrektorenkonferenz. Deren Vorsitzende, Margret Wintermantel, bekräftigte in einer Pressemitteilung: »Wir wünschen uns einen offenen Dialog in den Hochschulen […] Es gibt unbestritten an etlichen Stellen Nachbesserungsbedarf bei der Studienreform«.[2] Anscheinend nährt sich die Erkenntnis, daß die weitgehend *von oben* verordnete Reform endlich zu einer Reform unter *Einbezug aller Betroffenen* werden muß. Jedoch wehrt sich Wintermantel in der Pressemitteilung nur wenige Zeilen zuvor gegen den womöglich zentralen Kritikpunkt der Studierenden: »Ideologisch gefärbte Thesen wie der Vorwurf der Ökonomisierung der Hochschulen […] machen unglaubwürdig«. Doch der vermeintliche Appell an die Vernunft erweist sich bei genauerem Hinschauen als widersprüchlich. Weder setzt er sich mit den Argumenten der Gegenseite auseinander, noch begründet er seine negierende Aussage. Tatsächlich gibt es gute Gründe dafür, die unter dem Stichwort der »Ökonomisierung« vorgetragenen Kritikpunkte ernst zu nehmen.[3]

Konkrete Anhaltspunkte hierfür liefert ein Blick auf die *deutsche Spitzenreiteriniv* [4] des Bologna-Prozesses. Die Universität Erfurt, um die es sich hierbei handeln soll, nahm als letzte staatliche Universitätsgründung des 20. Jahrhunderts 1999 – im Jahr des Bologna-Beschlusses – ihren Studienbetrieb auf. Bereits in ihrer Gründungsphase führte sie in nahezu allen Studienbereichen die neuen Bachelor- und Master-Abschlüsse sowie das Leistungspunktesystem »ECTS« ein.[5] Schnell galt die noch junge Universität als »Reformuniversität«, die sich somit auch bei der sprachlichen Deutung des Reformdiskurses einer gewissen Signalwirkung sicher sein konnte. So forderte in einer Rede der Botschafter der »Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft«[6] und Gründungsrektor der Universität, Peter Glotz, die Studierenden dazu auf, ein »gesundes Kundenbewußtsein« zu entwickeln und in ihr Studium »im Vertrauen auf ihr späteres Lebenseinkommen« auch finanziell zu investieren, falls Staat oder Stipendien das hierfür notwendige Geld einmal nicht aufbringen sollten.[7] Auch für die Hochschulleitung einer à la Bologna reformierten Universität sah er ein neues Selbstverständnis vor: Aus Dekanen und Kanzlern sollten »echte Unternehmer« werden. Zweiflern entgegnete der Gründungsrektor wenig zimperlich, »sich bitte auch nicht von falschen Argumenten einlullen zu lassen, die sozial daher kommen« – ein beispielhaftes Zitat für die Kritikunfähigkeit des schon damals wirtschaftsideologisch völlig übersteuerten Diskurses. Auch Glotz' Nachfolger im Präsidialamt, der Politikwissenschaftler und frühere Kohl-Büroleiter Wolfgang Bergsdorf, entnahm für seine Definition des Reformprozesses gerne Begriffe aus der Sphäre der Ökonomie: Den Aufbau seiner »Start-Up-Universität« mitsamt ihren Reformbemühungen bezeichnete er als »Entwicklung eines neuen Produkts«, das einem »unternehmerischen Wagnis« gleichzusetzen sei.[8] Vielleicht lag es am damaligen schillernden Zeitgeist der New Economy; was nach Markt und Börse klang, sollte gut klingen. Wenngleich sich der aktuelle Präsident der Erfurter Universität, Kai Brodersen, mit derartigen Aussagen zurückhält, so ist doch die allgemeine Tendenz, Ausrichtung und Ziele der Bologna-Reform in der Sprache des Marktes zu beschreiben, ungebrochen. Bereits mehrfach wurde in diesem Zusammenhang auf die problematische Verstrickung der Bertelsmann-Stiftung mit dem »Centrum für Hochschulentwicklung (CHE)« hingewiesen, das ebenfalls offen Studiengebühren propagiert und die Rolle der reformierten Hochschule unter Stichwörtern wie »Unternehmen Hochschule – Hochschulen unternehmen« thematisiert.[9]

Dies zu diagnostizieren bedeutet jedoch nicht selten, vorschnell unter den Verdacht einer allzu billigen »ideologisch gefärbten« Machtbekrittelung zu geraten, wie das Zitat von Margret Wintermantel nahelegt. Doch mit fundamentalistischen Ideologien haben die wenig-

sten Studierenden von heute etwas im Sinne. Ganz im Gegenteil werden positive Auswirkungen der Reform durchaus gewürdigt und nur selten eine vollständige Rücknahme der Hochschulreform gefordert. Die unter dem Stichwort der »Ökonomisierung« angeführten Kritikpunkte verweisen vielmehr auf jene Probleme, die im Rahmen der Reformdebatte durch die weitgehende Reduktion des Hochschulstudiums auf seine ökonomische Funktion ausgelöst wurden. Dies verhinderte bisher die dringend notwendige und fortlaufende Bestimmung der Frage, wie mit den Problemen der Bologna-Reform umzugehen ist. Die Folge einer fortgeführten Ausklammerung der Ökonomisierungs-Thematik wäre somit vorprogrammiert. Natürlich kann man an dieser Stelle die Frage stellen, ob die dargelegten Äußerungen einiger Erfurter Hochschuloberen auf den Gesamtdiskurs zu verallgemeinern seien oder den Verweis auf den Bertelsmann-Konzern als Spekulation abtun. Daß die Reform jedoch zahlreiche Leerstellen sozialer und gesellschaftspolitischer Natur aufweist, scheint offensichtlich. Hierzu zählt u.a. die nach wie vor ungelöste Frage einer sozialen Öffnung der Hochschulen bei gleichzeitiger Anpassung ihrer finanziellen Ausstattung an steigende Studierendenzahlen, das Problem einer durch den Wettbewerb um Master-Studienplätze ausgelösten Notenfixierung im Bachelor-Studium und die vernachlässigte Förderung des zivilgesellschaftlichen Engagements von Studierenden. Die Problematisierung und Lösung dieser Herausforderungen würde ohne Zweifel dazu beitragen, durch ein Studium quer durch alle Gesellschaftsschichten nicht nur *arbeitsmarktfähige* sondern auch *mündige* Bürger hervorzubringen. Vielleicht rückt auf diese Weise neben dem durch die Politik angestrebten Technologiefortschritt endlich auch wieder Demokratiebewußtsein als Motiv von universitärer Forschung und Lehre in Aussicht; ein Ziel, bei dem die im bisherigen Reformprozeß in einer Rechtfertigungskrise sich befindenden Geistes- und Sozialwissenschaften eine nicht unerhebliche Rolle spielen könnten.

Zehn Jahre nach Beginn des Bologna-Prozesses zeichnet sich ein zwiespältiges Bild. Der Blick in die Vergangenheit deutet eine einseitige Verengung des Reformprozesses durch die Dominanz ökonomischer Imperative an, die einer sachlichen Auseinandersetzung mit den Problemseiten eines auf diese Weise definierten Bildungsbegriffs im Wege standen. Doch spätestens mit dem Platzen der zweiten großen Spekulationsblase innerhalb eines Jahrzehnts steht auch in der Bildungsdebatte die Wirtschaftseuphorie kurz vor einem Abschwung und mit ihr die Möglichkeit einer Öffnung des Diskurses auf Sachebene bevor. Die im Nachgang an den zweiten Bildungsstreik 2009 geäußerte Dialogbereitschaft von Seiten der Politik gibt hier konkreten Anlaß zu Hoffnung auf eine ernstgemeinte »Reform der Reform«, insbesondere unter Einbezug dessen, was die Studierenden unter »Ökonomisierung der Bildung« problematisieren. Daß der Ausgang eines solchen Dialogs dennoch ungewiß scheint, darauf verweisen Zwischentöne wie von Margret Wintermantel sowie die exemplarisch genannte strukturelle Verflechtung des Bertelsmann-Konzerns an den Knotenpunkten des Reformprozesses. Sie geben wiederum Anlaß zu Bedenken, daß die Ideologeme und Parolen der Vergangenheit eine lange Bremsspur haben könnten.

Jens Hartmann

1 Vgl. hierzu das Interview mit Hildegard Hamm-Brücher in der Wochenzeitung »Die Zeit« vom 28.10.2009

2 Pressemitteilung abrufbar unter http://www.hrk.de/95_5172.php (Stand 23.11.2009)

3 Exemplarisch genannt seien die Einführung von Studiengebühren, das umstrittene Benchmarking bzw. Ranking von Studienfächern und die einseitige Ausrichtung von Studiengängen an den Bedürfnissen des Arbeitsmarktes

4 Benz, W. (2004). Festakt 10 Jahre Universität Erfurt 3. Mai 2004. Grußworte des Vorsitzenden des Kuratoriums. In Bergsdorf, W. (Hrsg.), Erfurter Universitätsreden (39-42). München: Iudicum Verlag.

5 European Commission. ECTS Users' Guide (2009). URL: http://ec.europa.eu/education/lifelong-learning-policy/doc/ects/guide_en.pdf (Stand: 17.11.2009)

6 Die arbeitgebernahe »Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft« wird von Kritikern als neoliberaler Think Tank bezeichnet. Siehe hierzu: http://www.lobbycontrol.de/blog/index.php?s=insm

7 Glotz, P. (1999). Studieren in Erfurt. Begrüßungsadresse für den Jahrgang 1999. URL: www.db-thueringen.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-1128 (Stand: 17.11.2009).

8 Bergsdorf, W. (2002): Ist der Fortschritt noch zu retten? In: Bergsdorf, W. (Hrsg.), Erfurter Universitätsreden (95-107). München: Iudicum Verlag.

9 Vgl. u. a. 1) Link-Heer, U.: Warum machen alle mit? Nach Diktat reformiert: Wir Bertelsmannprofessoren. In: »Frankfurter Allgemeine Zeitung«, 7.8.2006. 2) Waldrich, H.-P.: Die neoliberale Schule. Bildungspolitik à la Bertelsmann. In: »Blätter für deutsche und internationale Politik« 09/2009.

am anfang war das wort ...

So beginnen große Ideen. Auch die Weimarer Protestbewegung, die die bundesweiten Forderungen der Studierenden und Schüler im Bildungsstreik 2009 in die Klassiker- und Universitätsstadt trägt. Genaugenommen früher! Mit Studiengebühren und unrealistischen Regelstudienzeiten durch den Bologna-Prozeß zur Vereinheitlichung der europäischen Bildungslandschaft, mit bestehenden gesellschaftlichen Ungleichheiten durch mangelnde individuelle Förderung, frühzeitige Auslese und soziale Ausgrenzung im deutschen Bildungswesen, mit der Entmündigung der Studierendenschaft im Zuge des Thüringer Hochschulgesetzes. Unzulänglichkeiten bei den Hochschulreformen treten weltweit zu Tage. Die bildungspolitische Debatte unter Studierenden und Lehrenden ist spätestens im Heißen Herbst 2009 unüberhörbar. Das aus aktuellem Anlaß gegründete Weimarer Bildungsforum greift die Diskussionsprozesse auf und weist mit kreativen Protestformen auf überregionale Mißstände hin: » Bildungsgutscheine werden bundesweit unter der Studierendenschaft und der Weimarer Bevölkerung verteilt, so wird auf die Ökonomisierung von Bildung hingewiesen » ein Filmteam berichtet täglich live von europäischen Orten der Protestbewegung und dokumentiert den Verlauf der Reformbemühungen » vom Stillen Örtchen bekannte Besetztzeichen weisen symbolisch auf die Besetzung von Hörsälen, Seminarräumen, Mitarbeiterbüros und Werkstätten an der Bauhaus-Universität hin » *Schatten unserer Selbst* streiken stellvertretend für die übermüdeten, zwischen Entwurfsabgabe, Therapeutensitzung und Arbeitsplatz hetzenden Studierenden » moderierte Filmabende und Diskussionsrunden laden zum bildungspolitischen Denken ein.

Am 4. Dezember 2009 riefen Studierende und Lehrende auf dem Platz der Demokratie in Weimar schlußendlich die globale Bildungsrepublik aus. Statements von Studierendenräten aus Deutschland, Österreich, der Schweiz und den USA/Berkeley begleiten den Gründungsakt. Die Ausrufung der globalen Bildungsrepublik ist der Auftakt zu einer engen inhaltlichen Vernetzung deutscher und europäischer Hochschulen, Schulen und anderer Bildungsträger, die sich bisher am Bildungsstreik beteiligt haben. Bis März 2010 arbeiten sie gemeinsam an einer Bildungsverfassung. Die Verfassung enthält zentrale Forderungen des Bildungsstreiks. Die kritische Überprüfung der Bologna-Reformen und grundsätzliche Überlegungen zum Stellenwert von Bildung in der Gesellschaft haben oberste Priorität für die Zukunft.

Maxi Kretzschmar

» Mehr Informationen unter: http://m18.uni-weimar.de/protest

fünf fragen an: Reinhard Lettau (*1929 in Erfurt, †1996 in Karlsruhe)

Herr Lettau, Sie hielten als Schriftsteller 1967 flammende Reden an der Freien Universität Berlin und wurden daraufhin aus der BRD ausgewiesen. Was sagen Sie zu den aktuellen Studierendenprotesten? Studenten müssen aufbegehren, es ist ihre Pflicht. Wenn sie später in der Verwertungsmaschinerie ihren Job machen, haben sie gar keine Zeit mehr dazu. Wer einschätzen will, was richtig und was falsch ist, braucht vor allem eines: Zeit. Die aktuellen Proteste finde ich natürlich richtig, sie gehen meines Erachtens aber nicht weit genug. Man müßte diese gesamte Chose mit ihren angeblichen Sachzwängen in Frage stellen.

Damals unterstellten Sie dem Springer-Konzern, er würde »Journalismus als Menschenjagd« betreiben. War das nicht etwas überzogen? Keineswegs! Zu der Zeit waren die Studentenproteste ja oft auch mit einem Angriff auf das staatliche Gewaltmonopol verbunden. Und die Polizei und die Westberliner Medien gingen Hand in Hand gegen die Demonstranten vor. Heutzutage macht man akademische Flashmobs. Auch ein Ergebnis der schleichenden Weichspülerei der Massenmedien. Unliebsames wird vereinnahmt und totgestreichelt – oder, wenn es ernst wird, einfach entsorgt, wie man am Fall des TA-Chefredakteurs Sergej Lochthofen sehen kann.

Ihre Dissertation trug den Titel »Utopie und Roman«. Was meinen Sie, hat der utopische Roman heute noch eine Zukunft? Echte utopische Romane, wie wir sie aus den letzten Jahrhunderten kennen, also mit einer positiven gesellschaftlichen Vision, werden nur noch selten geschrieben – und noch seltener verlegt. Es ist ja paradox: Einerseits hat die gesellschaftliche Produktivität eine Stufe erreicht, die vor wenigen Jahrzehnten tatsächlich als utopisch angesehen worden wäre. Denken Sie nur an das Internet. Andererseits sind wir von einer gerechten, solidarischen Welt noch immer weit entfernt. Zuletzt habe ich den Roman »Die Abschaffung der Arten« meines Kollegen Dietmar Dath gelesen. Ausgezeichneter Stoff!

Ihnen wird ein unvoreingenommenes Interesse für Minderheiten nachgesagt. In einem Ihrer Gedichte heißt es, »Mehrheit/ ist, wenn man Recht hat. Alle,/ die Recht haben, befinden sich/ in der Mehrheit«. Können Sie das etwas näher erläutern? Aber das spricht doch für sich. Das Recht ist für Mehrheiten geschaffen. Für meine Arbeit bedeutet dies: Wenn alle sowieso auf einer Seite stehen, ist es kein Fehler, auf der falschen Seite zu sein. Um die eine Seite brauche ich mich nicht mehr zu kümmern. Doch kann die andere unter Umständen richtig sein.

Sie wurden in Erfurt geboren. Verfolgen Sie noch die Entwicklungen in ihrer Heimatstadt? Nun, ich versuche es. Gerade habe ich in der Zeitung gelesen, daß es dort ein riesiges Haushaltsloch geben soll. Von hier oben aus habe ich jedoch noch keines entdeckt. Wahrscheinlich wieder so eine Pressekampagne.

die alte stadt fühlt sich wieder jung.

Unter dem Titel »Nach dem Bauhaus« präsentierte eine Ausstellung im ehemaligen Café Togo von Anfang bis Mitte November fotografische Gebäudeporträts des Neuen Bauens der zwanziger Jahre. Im Gegensatz zu der Zeit seines kometenhaften Aufstieges in der Zwischenkriegszeit ist diese Bauepoche heute als identitätsbestimmendes Moment in Erfurt zurückgetreten, ja fast vergessen.

Entstanden ist die Ausstellung als eine Gemeinschaftsarbeit von Studierenden und Lehrenden der Fakultäten Architektur, Gestaltung und Medien der Bauhaus-Universität Weimar. Die drei Betreuer der Studierenden, die Architekten Dr. Mark Escherich und Iris Engelmann sowie der Mediengestalter Alexander Lembke, betonten in ihren Statements am Eröffnungsabend den fachübergreifenden Ansatz des Projektes. Der Titel »Nach dem Bauhaus« sei dabei lediglich als grober Rahmen zu verstehen, innerhalb dessen die moderne Architektur der zwanziger Jahre in der thüringischen Landeshauptstadt thematisiert würde.

Das zur Ausstellung erschienene Buch stellt diese Ära in Erfurt auch im Hinblick auf seine damalige Fotografie erstmals umfassend dar und macht damit eine Facette der Stadt greifbar, die man im Heute allzu oft vermißt. »Die alte Stadt fühlt sich wieder jung«, ist der einleitende Aufsatz von Mark Escherich über die Architektur der zwanziger Jahre in Erfurt entsprechend programmatisch überschrieben. Nicht zuletzt scheint es den Machern aber genauso um die Frage des Umgangs mit diesem nicht immer geliebten Erbe zu gehen. So reflektieren die im Buch zahlreich wiedergegebenen Fotografien der Studierenden hauptsächlich die Gegenwart der in die Jahre gekommenen Gebäude. Sie werden nicht nur als Architektur wahrgenommen, sondern auch aus der Perspektive der Kunst und des Alltags. Wandel, Alterung und Gebrauch finden sich genauso in den fotografischen Serien wie die Abwesenheit und die mögliche Rückkehr der Menschen. (kb)

» Iris Engelmann, Mark Escherich und Alexander Lembke (Hrsg.): »Nach dem Bauhaus. Geschichte und Fotografien des Neuen Bauens in Erfurt« | Weimar 2009 | 212 S. | 16,80 Euro

mein leguan hat die grippe.

Vier, in verschiedenen Grüntönen gehaltene Textbögen, in handliches Buchformat gefaltet und mit einem weißen Gummiband zusammengehalten – so präsentiert sich »Absagen«, das Prosa-Debüt von Clara Ehrenwerth, das gerade in der feinen Dresdner *Edition Azur* erschienen ist. Die junge, in Erfurt aufgewachsene und derzeit in Hildesheim studierende Autorin dürfte nicht nur regelmäßigen hEFt-Lesern bekannt sein – sie ist mehrmalige Preisträgerin des Thüringer Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbs und gibt in Hildesheim die Literaturzeitschrift *BELLA triste* heraus.

Der Band versammelt vier Kurzgeschichten, in denen die Autorin gegen die Niederträchtigkeit und Hohlköpfigkeit der Welt antritt, um sich ein Stück In-Ruhe-Gelassen-Werden zu erarbeiten. So nimmt sie uns in »Ameisenmelancholie« mit auf einen Kurztrip ans Meer. Zwischen Marmeladennäpfchenfrühstück und Hafenrobotern jedoch rückt der Strand ganz allmählich in weite Ferne. Oder: »Die Tiere in meinem Bett« – ein fulminanter Fight Club im Schlafzimmer, in dem die Erzählerin nächtliche Schlachten gegen Monsterfalter austrägt. Am Ende »starren die Spinnen wie gebannt in die Flammen«. Großes Kino!

Die Erzählweise ist intuitiv, die Texte fließen und wirken wenig konstruiert. Direkt aus dem Leben da drüben. Mit Humor, Esprit und einer gesunden Portion Arroganz geschrieben, vermitteln sie das Lebensgefühl einer Mittzwanziger-Generation zwischen Projekt und Praktikum: »Ich bin echt im Superstreß, sollte ich wohl schreiben, ich habe eine existentielle Sinn-, Kunst- und Lebenskrise, ich habe gerade meine Mutter zu Grabe getragen, mein Leguan hat die Grippe und liegt mit 40 Fieber auf dem Parkett, meine Haare sind fettig, ich organisiere eine deutsch-deutsche Begegnungsreise nach Mallorca, gerade klingelt sowieso das Telefon«, heißt es in »Arrogante Absage an Deine Welt«. Solche Sachen kann man sich dann auch mal über den Schreibtisch hängen. Und das in vier verschiedenen Grüntönen. (tp)

» Clara Ehrenwerth: »Absagen« | Edition Azur, Dresden 2009 | 36 S. | 6,00 Euro

kulturkonzept: erste entwürfe.

Anfang Dezember ist durch die Arbeitsgruppe Kulturkonzept ein kompaktes, vierseitiges Papier veröffentlicht worden. Es stellt einen ersten, diskussionsfähigen Ansatz für das Erfurter Kulturkonzept dar und beinhaltet, neben einer Präambel und einem Leitbild, auch Leitlinien für die Entwicklung der Kultur und der Kulturförderung in Erfurt.

Während das Leitbild die historische Handelsstraße via regia als elementares Motiv aufnimmt und Erfurt als »zentrales Forum für den Austausch von Waren und Ideen, tradierten Eigenheiten und innovativen kulturellen Konzepten« beschreibt und mit dem etwas nebulösen, aber zweifelsohne richtigen Schlußsatz: »Die Vision: Erfurt kommt in der Zukunft an« endet, werden die Leitlinien schon konkreter. Sie beschreiben Kultur als »ressortübergreifendes Handlungsfeld« der Stadtverwaltung, die als Dienstleister und Ermöglicher für Produzenten, Vermitter und Rezipienten von Kunst und Kultur begriffen wird. Eine Neuordnung der Kulturförderung – sowohl im Finanzvolumen als auch in der Struktur und den Instrumenten – ist ebenso angedacht, wie Erleichterungen bezüglich des Zugangs zu kulturellen Einrichtungen sowie zu Räumen für freie und experimentelle Projekte und Veranstaltungen.

Alle Interessenten sind aufgerufen, unter www.kulturkonzept-erfurt.de mitzudiskutieren.

junge autorinnen gesucht.

Nachwuchsschreibwettbewerbe können für einen, wenn auch kleinen Teil von jungen Autorinnen und Autoren eine lukrative Angelegenheit sein. Sie versprechen zwar noch keinen Ruhm, aber immerhin meist einen Festgeldbetrag und eine Veröffentlichung. Das Junge Literaturforum Hessen-Thüringen ist so ein Sprungbrett, und neben dem Eobanus-Hessus-Wettbewerb der zweite große Schreibwettbewerb in Thüringen. Wer zwischen 16 und 25 Jahre alt ist und in Thüringen lebt, kann selbstverfaßte Texte in deutscher Sprache einsenden – entweder 3 Gedichte oder einen Prosatext (max. 6.000 Zeichen). Auf der Rückseite der Einsendung sollten Name, Adresse, Geburtsdatum sowie die E-Mail-Adresse vermerkt werden.

Zu gewinnen sind 10 Förderpreise in Höhe von jeweils 500 Euro, die Teilnahme an Wochenendseminaren mit Schriftstellern sowie die Veröffentlichung im Wettbewerbsjahrbuch »Nagelprobe«.

» Einsendungen an: Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, Postfach 900 463, 99107 Erfurt. Einsendeschluß ist der 31. Januar 2010.

neuer stadtschreiber gefunden.

Der Autor Catalin Dorian Florescu wird ab 1. April 2010 für vier Monate neuer Erfurter Stadtschreiber und tritt damit die Nachfolge von Finn-Ole Heinrich an. Florescu wurde 1967 in Rumänen geboren und lebt seit 1982 in Zürich. Er studierte Psychologie und Psychopathologie und arbeitete anschließend als Psychotherapeut mit Drogenabhängigen. Seit Dezember 2001 ist er freier Schriftsteller. Während seiner Stadtschreiberzeit in Erfurt möchte der Autor an seinem Roman »Jakob beschließt zu lieben« arbeiten.

Der Erfurter Stadtschreiber-Literaturpreis wird alle zwei Jahre von der Stadt ausgerufen und beinhaltet ein monatliches Stipendium von 1250 Euro, 250 Euro für ein Arbeitstagebuch sowie freie Logis in der Stadtschreiberwohnung an der Stadtmünze.

die sonne, sven und ich.

Von Stefan Werner

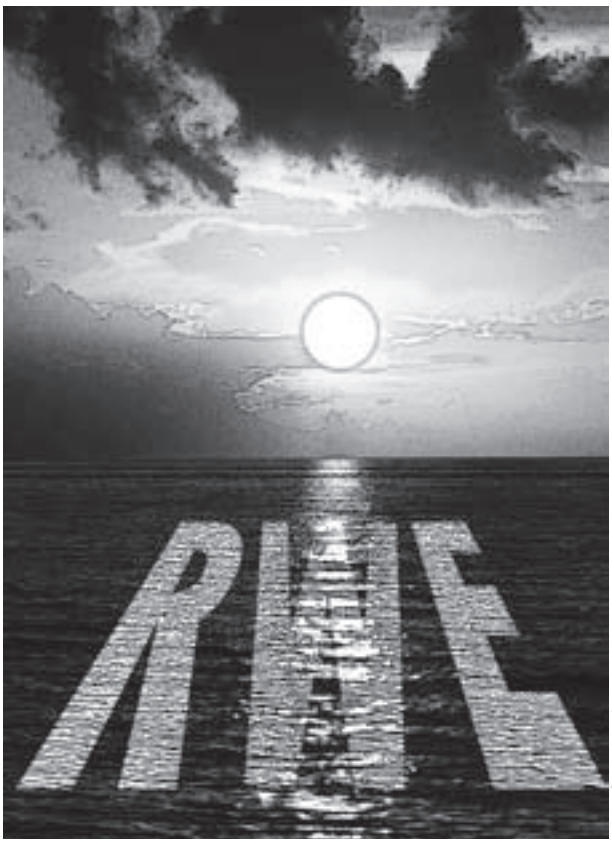
Was hat Sven da seinerzeit im Kindergarten alles gelernt: »Im Osten geht die Sonne auf, nach Süden nimmt sie ihren Lauf, im Westen wird sie untergeh'n, im Norden ist sie nie zu seh'n.« Ein unumstößliches Naturgesetz, an dem kein Klimagipfel, keine Angela und auch kein Geld der Welt etwas ändern werden. Denkste! Was für Mensch und Tier gleichermaßen gilt, gilt nicht für den Fußball und seine Anhängerschaft. Wenn also Sven im rot-weißen Rund mal wieder vom »toten« Osten und der Fußballmafia DFB spricht, und daß sich hier kein zartes Fußballpflänzchen zu einem mächtigen und starken Baum auswachsen kann – dann hat er recht. Es scheint einfach zu wenig Sonne. Warum? Weil auf dem deutschen Fußballplaneten die Sonne im Osten untergeht. Dafür ist Sven aber '89 nicht auf die Straße gegangen. Auch Dresden, Rostock und Cottbus waren nur kleine Lichtblicke in einer ansonsten steil nach unten gehenden Karrierekurve.

Mal unter uns und ganz nebenbei bemerkt: Ich war letztens bei der zweiten Mannschaft von Rot-Weiß in der Grubenstraße. Unsere Amateure haben da gegen den Traditionsclub Sachsen Leipzig gespielt. Jüngere hEFt-Leser werden Leipzig in Verbindung mit Fußball nicht mehr kennen. Ich, und Sven wahrscheinlich auch, haben damals noch ein volles Rot-Weiß-Stadion gegen die Sachsen erlebt. Das war zu der Zeit, als Schulterpolster, Synthesizer und Actionspray schwer in Mode waren. Na ja, und dann gingen die Lichter aus, dann wollte einfach keine Sonne für Sachsen und den Rest des Ostens scheinen. Wer sich dafür interessiert, dem sei Sport im Osten empfohlen. Das bahnbrechende Sendeformat des MDR in der Rubrik »The return of living dead« oder Fußballwüste Halle-Zwickau.

Doch damit nicht genug. Die wohl bekannteste Bauernregel – selbstverständlich kennt auch Sven diese Regel – lautet: Morgenrot – Schlechtwetter droht; Abendrot – Gutwetterbot. In den meisten Fällen stimmt die Regel sogar. Zustande kommt das Ganze, weil in unseren Breiten das Wettergeschehen durch die Westwinde bestimmt wird. Toll, wird Sven sagen, ich hab's schon immer gewußt. Ein schönes Abendrot kann sich also nur ergeben, wenn der Himmel im Westen klar ist und sich im Osten noch viele Wolken befinden. Im Laufe der Nacht ziehen sogar noch weitere Wolken nach Osten und dann sollte darauf eigentlich ein heiterer Tag folgen. Bis hierhin alles richtig. Doch nein. Auf Svens Fußballplaneten folgen nur weitere Wolken, Wolken, bis der Arzt kommt. Dabei spielt der RWE bei Schlechtwetter oft besser. Aus meiner Sicht gibt es also keinen Grund, auf weniger Wolken und schönes Wetter zu bestehen. Entsprechend liefen auch die letzten Spiele. Hundskälte, Glühwein, der nicht glüht, und eine Elf, die trotz verkorkster Halbzeiten ihre Spiele gewinnt.

Am Weihnachtsbaum hängen in diesem Jahr erstmals Weihnachtskugeln vom RWE. Die Farbkombination für das Silvesterfeuerwerk steht auch schon fest. Ein paar Knaller werden auch abgefeuert, schließlich geht es darum, die bösen Geister im neuen Jahr zu vertreiben. Gegen den FC Carl Zeiss Jena müssen wir trotzdem spielen. Obwohl, die letzten Begegnungen waren Rot-Weiße Freudenfeste. Hoffen wir, daß das so bleibt.

Allerdings macht es der RWE einem nicht gerade leicht. Soll heißen, mal geht die Sonne auf, mal geht die Sonne unter. Sven und ich werden auch zum nächsten Heimspiel da sein, Bratwurstessen, Biertrinken, uns über das Wetter aufregen und hoffen, daß die Sonne so schön wie nie über Erfurt scheint – über Erfurt scheint.



www.fRankon.de

der schöne schein. Von Peter Raulfs

Die Geheimnisse der Weinflaschenetikette (1)

Daß manch einer, der sich zum Erwerb einer Flasche Wein entschlossen hat, beim Betrachten der Flaschenetikette vor dem Weinregal steht wie der Ochs vor dem Berg, ist nicht weiter verwunderlich, denn meistens ist die für den Laien nicht einfach zu deuten. Dagegen hilft nur eines: entweder dem Rat des Weinhändlers oder des Wirts des Vertrauens folgen, oder sich die Kenntnisse verschaffen, die nötig sind, die allzuoft kryptischen Informationen zu entschlüsseln. Dazu möge diese Folge des hEFt-Weinberaters einen bescheidenen Beitrag leisten.

Nun ist das Dumme leider, daß es wenig systematisch zugeht – allenfalls ist von der EU die Angabe vorgeschrieben, daß Wein Sulfite enthalte, was jedoch normal ist, denn Wein enthält von Alters her Sulfite, was auch unproblematisch und ohne Informationswert ist.

Grob einteilen lassen sich die auf der Flasche vorzufindenden Angaben nach dem Herkunftsland, wobei es da große, traditionell gewachsene Unterschiede gibt. Zum Beispiel Frankreich: Dort ist es überwiegend üblich, daß Wein nicht reinsortig ist, also in der Regel eine Mischung aus verschiedenen Rebsorten, die der Winzer lediglich als Rohmaterial für seine Kreation ansieht. Viele Bordeaux-Weine bestehen beispielsweise aus den Rebsorten Merlot und Cabernet Sauvignon, aber in welcher Zusammensetzung, das sucht man auf dem Etikett meistens vergebens. Vielmehr wird indessen der Name des Weinguts herausgestellt – für die Beurteilung aber, ob der *Château de la Migraine* etwas taugt oder nicht, ist immer noch Sekundärwissen erforderlich.

Etwas anders sieht es bei Weinen aus dem deutschsprachigen Raum aus, denn traditionell werden die Weine reinsortig gekeltert, so daß man fast immer eine Angabe zur Rebsorte – also z.B. Riesling, Spät- oder Weißburgunder – auf dem Etikett findet. Allerdings ist auch hierzulande eine neue Winzergeneration recht experimentierfreudig und steht dem Cuvée, also der Mischung aus mehreren Rebsorten, aufgeschlossen gegenüber. Auch gibt es den Trend, wie in Frankreich der Reputation des Produzenten mehr Bedeutung beizumessen.

Meistens finden sich aber auf Flaschen deutscher Herkunft so komische Begriffe wie »Kabinett« oder »Spätlese« – was soll das nun sein? Hier handelt es sich um sogenannte Prädikatsstufen, die vom deutschen Weingesetz vorgegeben sind. Diese beruhen auf dem sogenannten Mostgewicht, das in der Differenz der Masse eines Liters Wasser zu einem Liter Traubenmost besteht und in Deutschland in »Grad Öchsle« gemessen wird. Diese Prädikatsstufen sind jedoch nicht unumstritten, weil der Traubenmost nur den Rohstoff darstellt und nicht unbedingt etwas über die Güte des späteren Weins aussagt, weswegen viele Winzer darauf verzichten und, wie etwa der renommierteste Weinbauverband, der Verband deutscher Prädikatsweingüter (VDP), die gesetzlichen Qualitätsstufen durch ein eigenes System ersetzt haben.

Ferner finden wir: den Jahrgang. Dieser wird jedoch häufig überbewertet. Insbesondere in Deutschland ist die Qualität der letzten Jahrgänge recht stabil und weist wenig Ausreißer nach oben oder unten auf. Außerdem läßt sich der Trend beobachten, daß ein guter Winzer auch in schwächeren Jahrgängen immer noch etwas Ordentliches abzuliefern imstande ist.

Eine große Tradition und eine wieder zunehmende Bedeutung hat in Deutschland die Angabe der »Lage« – darunter verstehen wir den Namen der Parzelle, auf welcher die Trauben gewachsen sind, und die zum Teil recht kauzig anmuten und ein dankbares Betätigungsfeld für Namensforscher abgeben. Da gibt es zum Beispiel den *Assmannshäuser Höllenberg*, das *Forster Ungeheuer* oder den *Escherndorfer Lump*. Aber auch hier ist Vorsicht geboten, denn das deutsche Weingesetz hat einiges an Unheil gestiftet; es wurden nicht nur minderwertige Lagen hochwertigen zugeschlagen und somit nominell aufgewertet, es wurden auch sogenannte »Großlagen« geschaffen, die unterschiedlichste Lagen weiträumig zusammenfassen und damit zwar den Anschein einer bestimmten Herkunft erwecken, letztlich aber gar nichts aussagen.

Puh, das ist viel und verwirrend auf einmal, und deswegen auch unmöglich, auch nur halbwegs vollständig zu behandeln. Deswegen geht's im nächsten hEFt weiter. Wichtig jedoch ist: all das, was auf der Fasche steht, ist nur eine Orientierungshilfe, um den eigenen Geschmack zu finden und zu bilden, und kein Evangelium. Etikettentrinker, die einen Wein trinken, weil sie ihn für prestigeträchtig halten, und nicht, weil er ihnen schmeckt, die gibt es schon genug.

Leere Stadtkassen, Kürzungen im sozialen und kulturellen Bereich, Einbrüche bei der Gewerbesteuer: wie geht es weiter in der Gera-Metropole. Ventil e.V. zeigt Wege aus der Krise.

Wir „brennen“ für unser Erfurt

„Die Zeiten sind schwer, aber sie sind bei weitem nicht aussichtslos“, meint unser Oberbürgermeister zur aktuellen Haushaltsituation in Erfurt. Doch eines ist klar: Die Erfurter Finanzkrise muss bekämpft werden. Erfurt braucht mehr Einnahmen und das geht nur über eine Ankurbelung der Wirtschaft. Ventil e.V. hat deshalb ein „Konjunkturpacket“ erarbeitet, welches wir hiermit erstmalig vorstellen wollen.

Heute Punkt 1:

Umweltprämie (Abbrennprämie) für Alte Gebäude

Warum soll das, was mit alten Autos auf Bundesebene ein riesen Erfolg war, nicht auch mit gut versicherten Immobilien in Erfurt funktionieren. Eine Abbrennprämie würde sich rechnen. Das zeigt auch das im vergangenen Jahr am Gildehaus (Fischmarkt) durchgeführte Modellprojekt „Paganini“. „Im Prinzip ist es wie mit den Autos: wir machen was kaputt, um es uns wieder aufzubauen. Natürlich nach den neuesten Umweltstandards.“ meint Luigi Fuoco, der den Fall „Paganini“ betreute. So könnte durch Abbrennen von nur 10 % der Altstadt die lokale Bauwirtschaft in den nächsten Jahren um 70 % wachsen. Viele neue Arbeitsplätze würden entstehen.
Baufirmen, Dachdecker, Tischler, Klempner aber auch Makler hätten volle Auftragsbücher und würden die Rekordumsätze in Form von Gewerbesteuer direkt in die Stadtkassen spülen. Und die Prämie zahlt die Versicherung. Die Infrastruktur für ein solch gigantisches Bauvorhaben wurde schon im Vorfeld durch die Errichtung des dichtesten Bäcker-Filialen-Netzwerkes der Welt gelegt. Es reicht aus, um allein in der Altstadt 30 000 Bauarbeiter gleichzeitig in den Pausen mit Kaffee und Brötchen zu versorgen, ohne dass große Schlangen entstehen würden.

Besondere Zeiten erfordern besondere Maßnahmen. So ist der Slogan „Erfurt blüht“ ein wenig überarbeitet worden. Die Stadt möchte damit für die Abbrennprämie werben, dass es auch in Zukunft heißt: „Feuer statt sozialer Kälte!“

Ventil e.V erarbeitet derzeit eine Liste von Gebäuden, welche zum Abbrennen freigegeben werden können. Desweiteren suchen wir freiwillige Helfer, welche die Maßnahme sachgerecht durchführen. Das nötige „Handwerkszeug“ bekommen Sie bei einer Schulungsveranstaltung unter dem Motto „Das brennende Kabel-wie entsteht zufällig ein Feuer da wo es brennen soll und Brandstiftung ausgeschlossen wird“. Interesse? Dann schnell melden bei

Ventil e.V.

gemeinnütziger Verein zum kontrollierten Aggressionsabbau

Schlachthofstraße 33a, 990815 Erfurt

Ein Brand ohne Schaulustige. Schade drum, meint Ventil e.V.. Zur Zeit wird daher mit der Stadt ein Konzept erarbeitet, ob 2010 die teure Feier zu Luthers Romreise nicht durch eine publikumswirksame Nachstellung des historischen Stadtbrandes von 1413 ersetzt werden könnte. Für Touristen mit Sicherheit ein seltenes Highlight. Als mögliche Termine werden das Krämerbrückenfest oder die „Pyro-Night“ gehandelt.

Ein Brand(t) mit Schaulustgen. Da Willys Besuch in Erfurt nächstes Jahr 40-jähriges Jubiläum feiert, könnte man 2010 gleich zum Brand(t)-Jahr erheben.

das faule an uns. Von Paolo Fusi

Barack Obama kurvt durch die Welt und wirbt für einen angeblichen Frieden und lächerliche Demokratiefloskeln. Er will, daß jemand anderer den Krieg erklärt, den Krieg, den wir brauchen, um die Wirtschaft neu anzukurbeln, um die Zahl der Menschen auf eine ökokompatible Menge zu reduzieren. Das ist die große Dummheit, die alle glauben, gelernt zu haben: Liberalen und Sozialisten. Denn sie sind faul und egoistisch, genauso wie wir.

Warum tun sie es nicht? Ich meine: Krieg erklären oder endlich vernünftige Maßnahmen ergreifen? Wir sehen doch alle, was notwendig wäre. Wir müssen die fossilen Brennstoffe und die Nuklearenergie durch erneuerbare Energie ersetzen. Wir müssen Mobilität und Logistik dementsprechend neu erfinden. Wir müssen kräftig beim Verbrauch von natürlichen Ressourcen sparen und die Landwirtschaft neu gestalten. Wir müssen mit Milde erkennen, daß, während wir uns so aufregten, der Kapitalismus sich selbst verabschiedet hat. Wir brauchen keinen Mehrwert mehr, bzw. wir wandeln die rastlosen Devisen der Finanzakrobatik in etwas, daß immer noch eine Bindung zu einer festen Größe hat und haben wird: die Energie.

Wenn es uns gelingt, Energie als Währung umzusetzen, dann haben wir sofort eine Devise, die weltweit nach demselben System abgerechnet wird und keine Spekulation mehr. Das wird natürlich nie geschehen. Scheint es zu simpel? Ich kann jetzt nicht auf zwei Seiten alle Argumente, die dafür sprechen, auflisten. Währung braucht stabile Werte, genau das, was niemand mehr hat. Energie ist stabil, weil sie meßbar ist. Wir müssen keine neuen Devise einführen. Wäre der Euro an einen Energiemaßstab gebunden, würden wir genau wissen, wo wir sind, und der Suizid der Finanzspekulation hätte ein Ende. Ist das allein kein Grund genug? Haben wir überhaupt vernünftige Alternativen zur Verfügung?

Geld ist an Vertrauen gebunden. Vorher, bis 1973, war es an Gold gebunden. 1 US Dollar für eine Feinunze Gold. Jetzt ist eine Feinunze 120 US Dollar wert. Das Geld verliert also ständig an Wert. Die heutige Kaufkraft des Euro ist geringer als die Hälfte der Kaufkraft der DDR-Mark im Jahr 1973. Das balancieren wir aus, in dem wir Dumping betreiben: alle Beteiligten in der Produktionskette bekommen immer weniger für ihre Arbeit und die Grundressourcen werden in immer größeren Quantitäten ausgebeutet – aber für immer kleiner werdende Preise. Was Linke und Rechte, Kommunisten und Liberale seit 1973 betreiben, ist das Gegenteil von Kapitalismus. Wir schaffen kontinuierlich Minuswert, der von der Finanz durch Tricks getarnt wird. Amen.

Weiß Obama Bescheid? Natürlich, er so wie alle: Angela Merkel, Gordon Brown, und dann Sarkozy, Berlusconi, Zapatero, bis hin zu den Häuptlingen der aufstrebenden Länder wie Brasilien, Indien, China. Warum tun sie nichts? Ich meine, vor allem in Diktaturen wie in Italien, Rußland oder China könnte die jeweilige Regierung ohne große Probleme gewisse Maßnahmen durchsetzen, oder? Gerade in jenen Ländern hingegen, ist die Regierung heftig dabei, alle Signale der Krise herunterzuspielen und der Bevölkerung Märchen zu erzählen, währenddessen sich wenige Oligarchen die Taschen voll machen und sich darauf vorbereiten, das Schiff unmittelbar vor dem Sinken zu verlassen.

Tatsache ist: Alle Regierungen, auch diejenigen, die auf demokratische Werte pfeifen (also praktisch alle), können gar nicht anders. Sie existieren eigentlich nur als Vorwand, sie dienen der echten politischen Macht nur dazu, um uns ruhig- oder kaltzustellen. Würde sich ein Politiker oder eine politische Kraft wirklich gegen diese Macht stellen, wäre er oder sie binnen Tagen weggefegt.

Wir pflegen einen Aberglauben an die Nationalstaaten und darüber hinaus an magische Worte wie Vollbeschäftigung und Sozialstaat. Diese Konzepte sind tot und existierten nur in einer ziemlich kurzen Periode der Weltgeschichte. Wir haben 200 Jahre lang daran geglaubt, daß sie eine Lösung für uns alle hätten sein können. Wir haben uns geirrt. Sie haben demokratischen Zugang zur Machtausübung, Mobilität, Ausbildung, Frieden, Sicherheit, Wohlstand, unparteiische Justiz, Fortschritt, Gesundheit, Solidarität und Verständnis für unsere Schwächen und Problemen versprochen. Diese Dienstleistungen hätten wir mit einem Teil unseres Geldes – Steuer – bezahlen sollen.

Nach der Krise von 1973 ist damit Schluß gewesen. Um die Vollbeschäftigung und ein fiktives Wachstum des Wohlstandes zu gewährleisten, wurden die Steuereinkünfte dazu verwendet, a) um Firmen zu subventionieren, die überflüssige Arbeitsplätze sicherten – und allein nicht in der Lage gewesen wären, zu überleben; b) um jene weiteren Arbeitsplätze zu schaffen, die durch ein sinnloses Wachstum der staatlichen Bürokratie ent-

stehen; c) um radikale freiheitsberaubende Maßnahmen durch die Kontrolle der Medien und die Einschränkung der Demokratie durchzusetzen und zu finanzieren, die sich durch eine Veränderung der Gesetzgebung, die Ausdehnung des Lauschangriffs auf die Bürger und die Förderung unkontrollierter Polizeigewalt äußern; d) um die Bürger zu zwingen, alle ihre Einkünfte durch das Bankensystem kontrollieren zu lassen (Bis 1973 haben wir Geld bekommen, wenn wir es aufs Konto gelegt haben, heute bezahlen wir dafür!).

Alle diese Maßnahmen genügen nicht mehr. Die Nationalstaaten können die Sicherheit nicht mehr gewährleisten und haben gleichzeitig einen Polizeistaat geschaffen, der die Freiheit unbescholtener Bürger schwer einschränkt. Die Nationalstaaten kontrollieren weder ihr Territorium noch die Wirtschaft. Sie sind gezwungen, Steuerdelikte und Geldwäscherei zu unterstützen (beinahe zu fördern), um eine Klasse von Reichen und Scheinreichen aufrecht zu erhalten, welche die Überproduktion irgendwie abkaufen. Sie können sich Solidarität, Gesundheit und Ausbildung nicht mehr leisten, sondern freuen sich über alle verendeten Münder, die sie nicht mehr füttern müssen. Die Nationalstaaten haben ausgedient.

Was haben sie hingegen getan? Sie organisieren aberwitzige, selbstgefällige Veranstaltungen (G8, FAO-Treffen, Ökogipfel und WTO-Verhandlungen) um sich selbst und uns zu erzählen, daß sie weiter existieren und was zu sagen bzw. zu tun hätten. Sie sagen es im Fernsehen, also sie existieren tatsächlich, denn in der Welt der Konsumenten geschieht nur das, was die Glotze zeigt. Alles anderes ist noch nicht einmal belanglos, es findet einfach nicht statt. Die Nationalstaaten benutzen die Steuergelder der zukünftigen Generationen, um jenen Geld zu geben, die das Geld der Welt verschlungen und vernichtet haben. Sie retten keine Arbeitsplätze. Sie quälen die Menschen durch Polizeiverfolgung und Bürokratie, wenn sie ihre Stimme erheben. In der Bundesrepublik kann man stehlen, betrügen, umbringen, foltern, schmuggeln, bestechen, Drogen verkaufen und als Nazi all diese schönen Sachen gleichzeitig machen – das ist erlaubt. Protestieren oder kritisch zu sein (in alternativen Formen zu leben) ist verboten und wird von der Polizei im Blut erstickt.

Die Nationalstaaten müssen weg. An ihrer Stelle sollten die alte Polis, wie in Griechenland, wieder entstehen. Jede kleine territoriale Einheit muß ihre Energie, ihre Nahrung und ihre Sozialstrukturen selbst organisieren. Das heißt nicht zurückschrauben, sondern nur nach den heutigen Bedürfnissen bauen, sich bewegen, leben und bewirtschaften. Es ist kein technologisches Problem, es ist nur eine politische, soziale und gemütlichkeitsbedingte Frage. Wir sind faul und ängstlich – und gerade das wird uns töten, sehr bald.

Ob ich spinne? Mal schauen. Wie teuer ist die Energie, die die Erfurter Stadtwerke ankaufen, um sie verkaufen zu können? Wie teuer ist die Thüringische Bürokratie? Wie viel Steuergeld verschwindet durch Subventionen an Firmen und Betriebe, die etwas produzieren oder leisten, was keiner braucht oder will? In Italien hat das Ministerium für Statistik errechnet, das 70% der Kosten der Gemeinden von diesen drei Ursachen bedingt werden. Würde die Stadt die Gelder, die sie für Energieankauf verwendet, in eine autarke Energieversorgung investieren, könnte man die lokale Wirtschaft so stark ankurbeln, wie es im Moment noch unmöglich erscheint. Die Banken könnten vernünftige Kredite ausgeben, die sich schnell amortisierten. Laßt uns 80% der Bürokraten nach Hause schicken und Firmen und Betriebe aussterben, die aussterben sollen. Damit finanzieren wir neue Produktionszweige, die gewinnbringend sind – allesamt in der Energie- und Nahrungsversorgung. Damit bezahlen wir soziale Strukturen, die das Leben schöner machen – und absorbieren wieder einen Teil der Arbeitskraft, die wir gerade entlassen mußten.

Könnte das funktionieren? Ja, wenn die Konsumenten aussterben und wir wieder über Bürger verfügen können, die nicht nur danach streben, verantwortungslos und sogar gedankenlos einen Stuhl zu belegen, wofür sie einen sinnlosen Lohn bekommen. Laßt uns die Freiheit wieder einführen und der Polizei wieder den Auftrag geben, der Gesellschaft zu dienen – und nicht der Politik und der Ökonomie (also dem organisierten Verbrechen). Laßt uns einen Teil des Geldes in Kultur, Ausbildung und Gesundheit investieren. Laßt uns Erfurt erblühen lassen. Die A4 wird nach wie vor eine Hölle bleiben – aber diesmal, weil alle zu uns kommen wollen werden. Aber nur dann, wenn wir aufhören so verdammt faul und feige zu sein. Seid ihr beleidigt? Dann benützen wir eben Synonyme dafür. Alles könnte wieder gut werden. Wenn wir aufhören, uns als Freisinnige, Christdemokraten, Grüne oder noch schlimmer Sozialdemokraten zu geben, und die Nazis endlich mal besiegen. Auch.

Mehr Kultur aufs Klo!

Förderabo jetzt abschließen!

Ja, ich möchte das hEFt für ein Jahr unterstützen und/oder verschenken. Hierzu überweise ich 20 Euro an den Kulturrausch e.V.* und schicke diese Karte ausgefüllt ab. Danach bekomme ich oder der/die von mir Beschenkte die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Das Förderabo verlängert sich nicht automatisch.
Vielen Dank für Deine/Ihre Unterstützung!

Meine Adresse:

Name, Vormame

Straße

PLZ / Ort

E-Mail

Ich möchte das hEFt verschenken, und zwar an:

Name, Vormame

Straße

PLZ / Ort

Datum, Unterschrift

* Bankverbindung: Kulturrausch e.V., Deutsche Bank Erfurt, BLZ 820 700 24, Kto 165 430 000

Bitte freimachen.

AN

hEFt für literatur, stadt und alltag
Krämerbrücke 25
99084 Erfurt

uff'm amt.

Berlin sei das Paradies der Arbeitslosen, hatte ich gehört. Die Arbeitslosen lägen den ganzen Sommer lang im Park und süffelten an ihrer Bionade, ohne allzu schnell mit einer Maßnahme belegt zu werden. Die Sachbearbeiter der ARGE arbeiteten schnell und zuverlässig. In Erfurt hingegen muß schon bei der Antragsabgabe mittels eines Formblattes die erfolglose Vorsprache bei mindestens zehn Leiharbeitsfirmen nachgewiesen werden. Ein Grund mehr, nach Berlin zu ziehen.

Mit diesen sommerlich vorfreudigen Gedanken betrete ich das Gebäude der Agentur für Arbeit Friedrichshain-Kreuzberg. Ich habe mir laut SGB III im europäischen Ausland einen Anspruch auf Arbeitslosengeld erworben. In meine Umhängetasche habe ich alle erforderlichen Papiere eingeordnet, Trophäen aus dem monatelangen Papierkrieg mit den ausländischen Behörden. Meine Arbeitslosmeldung liegt genau zwei Monate zurück, jetzt ist der Kühlschrank leer und heute ist Antragsabgabe. Ich wähne mich nur noch ein paar Formalitäten weit von einer sofortigen Auszahlung der mir seit zwei Monaten zustehenden Leistungen entfernt.

Die Räumlichkeiten der Agentur für Arbeit sind gepflegt, es herrscht gähnende Leere. Ohne Umwege gelange ich in das vereinbarte Büro im zweiten Stock. Die Sachbearbeiterin ist jung und gutaussehend. Zügig gehen wir die Unterlagen durch, hier und da muß etwas unterschrieben werden. Als ich mich sicher genug fühle, meine Mietrückstände und den leeren Kühlschrank zu erwähnen, sagt die Sachbearbeiterin: »Also, Sie haben im Ausland gearbeitet? Da hätten Sie eigentlich den ›Prüfbogen Grenzgänger‹ ausfüllen müssen.« Das Wort »Prüfbogen Grenzgänger« höre ich zum ersten Mal. Ich bekomme umgehend ein Formular vorgelegt. Es soll erhoben werden, ob ich ein »echter« Grenzgänger, »unechter« Grenzgänger oder keines von beiden bin. Die Fragen beziehen sich auf die Häufigkeit meiner heimatlichen Besuche, meine Wohnverhältnisse im Ausland und dergleichen mehr. Das Formular überfordert mich, da ich nicht weiß, welche Antworten in diesem Falle richtig sind, geschweige denn, welche Konsequenzen bei einer eventuellen Falschbeantwortung drohen. »Ich kann Ihnen da keine Auskunft geben. Füllen Sie's doch erst mal aus, dann werden wir ja sehen.« Kaum unterschrieben, greift die Hand der Sachbearbeiterin hastig nach dem Formular. Die Unterlagen müßten nun kurz im »Vier-Augen-Verfahren« mit dem »Teamleiter« ausgewertet werden, einen kleinen Augenblick Geduld.

»Es tut mir leid, aber das müssen wir Ihnen leider ablehnen.« Ihre Hand nimmt unter dem Schreibtisch routiniert einen frischen Computerausdruck entgegen, eine juristische Variation des eben Gesagten. Ich könne schriftlich Widerspruch einlegen und ansonsten gleich weiter zum Jobcenter gehen, nicht weit von hier. Alle erforderlichen Unterlagen hätte ich ja dabei.

Vor der Schiebetür des Jobcenters in der Rudi-Dutschke-Straße sind uniformierte Angestellte einer Sicherheitsfirma postiert. Die Sicherheitsleute weisen mir einen Platz in der mit Absperrbändern schneckenhausartig durch den Empfangsraum geführten Schlange zu. Im Empfangsraum riecht es nach Schweiß und Bier. Obwohl die Arbeitslosen an acht Empfangsschaltern parallel abgearbeitet werden, kommt die Schlange kaum voran.

Mein Fallmanager aus der »Leistung« ist ein glatzköpfiger Mann Mitte Fünfzig, der sich offenbar für elektrische Gitarren interessiert. In seiner Arbeitsnische hängt zwischen den fotokopierten Gitarrenbildern und dem Flachbildschirm eine eng beschriebene Namensliste mit der Überschrift »Hausverbote«. Ich teile dem glatzköpfigen Mann mit, daß ich Mietrückstände zu begleichen hätte und heute auch gerne noch einkaufen gegangen wäre. Nachdem er mit zwei Fingern in die Tastatur seines Computers getippt hat, beugt er sich zu mir herüber: »Ick verrate Ihnen jetzt mal ein Zauberwort – (Pause): mittellos.« Mittellose bekämen auf jeden Fall einen Vorschuß ausbezahlt. Um die amtsinternen Vorgänge aufgrund meiner Mittellosigkeit weiter zu beschleunigen, darf ich meine Akte persönlich in den fünften Stock bringen. Die Wände des Treppenhauses sind übersät mit Schriftzügen aus dicken Filzstiften. »Ach, Sie sind mittellos! Keine Sorge, in spätestens zwei Wochen haben Sie Ihr Geld«, heißt es im fünften Stock.

Die Sachbearbeiterin im sechsten Stock ist schlecht gelaunt. Offensichtlich zehren die Mittellosen an ihren Nerven. Ich muß meine Kontoauszüge vor ihr ausbreiten, damit sie sieht, wie mittellos ich bin. Was mit meinem Konto im Ausland wäre, will sie wissen. Schließlich könne ich doch dort eine Million aufbewahren, sagt sie wörtlich. Die Diskussion ergibt, daß ich wiederkommen darf, sobald ich mir einen Auszug meines Auslandskontos besorgt habe, der meine Mittellosigkeit restlos darlegt. Heute jedoch bräuchte ich nicht mehr wiederzukommen. Es sei schließlich gleich zwölf.

Vor dem Eingang des Jobcenters hat sich inzwischen ein Informationsstand einer Arbeitsloseninitia-

tive installiert. Es gibt bunte Broschüren und Kaffee und Kuchen gratis. Das Angebot wird von einer Gruppe Punks und ihren Hunden, die in einer Runde auf dem Gehweg sitzen, dankbar angenommen. Ein Fernsehteam hält eine Kamera auf die automatische Schiebetür und interviewt aus dem Jobcenter heraustretende Arbeitslose zum neuesten Vorschlag eines Wissenschaftlers, den Hartz-IV-Satz um die Hälfte abzusenken. Am Infostand komme ich mit einem Anwalt für Sozialrecht ins Gespräch und schildere ihm meinen Fall. Er rät vorsorglich zu einer Eilklage beim Sozialgericht. Widersprüche würden gern verschleppt und grundlos abgelehnt.

Zuhause bereite ich mir auf der Basis von Mehl, Wurstresten und Tomatenketchup ein Nudelgericht zu, das ich noch aus DDR-Zeiten kenne. Im Internet informiere ich mich über die Tücken des Formulars, das nach den §§ 117, 123 und 124 SGB III zum Ablehnungsbescheid meines Antrages auf Arbeitslosengeld I geführt hat. Es stellt sich heraus, daß ich zwei Kreuze falsch gesetzt habe, und das nicht mal vorsätzlich. Die Redaktion der Klageschrift für das Sozialgericht verschafft mir eine erste Genugtuung. Jetzt werden Nachweise fällig. Um als »unechter Grenzgänger« und somit leistungsberechtigt zu gelten, bin ich gehalten, Dokumente beizubringen, welche lückenlos belegen können, daß sich mein »Lebensmittelpunkt« während der Auslandsbeschäftigung in Erfurt befunden hat: Meldebescheinigung vom Bürgerservice, Schreiben meiner Eltern über ein gelegentlich genutztes Zimmer, Mitgliedschaftsbescheinigung von Radio F.R.E.I., hEFt-Artikel, E-Mails, Zugfahrkarten, Kassenzettel, Universitätsabschluß. Mehr fällt mir auf Anhieb nicht ein. Im Radio erläutert ein Reporter, daß das Sozialgericht Berlin erst kürzlich vierzig zusätzliche Richter hatte einstellen müssen, die seither in fensterlosen Kellerräumen versuchten, dem Aufkommen der Hartz-IV-Klagen Herr zu werden. Die mittlere Bearbeitungszeit läge derzeit bei zwölf Monaten. Ich überlege, ob es angesichts dessen nicht besser wäre, von weiteren Anlagen in meinem Schreiben abzusehen.

Mit dem ausländischen Kontoauszug in der Hand sitze ich am nächsten Tag wieder bei der schlechtgelaunten Sachbearbeiterin in der Vorschußabteilung. Ich berichte auch ihr von meinen Mietrückständen und meinem leeren Kühlschrank. Ich soll jetzt unterschreiben, daß ich das Geld wirklich brauche. Vorsorglich werde ich auch auf einen Mann hingewiesen, der wegen Hartz-IV-Betruges verurteilt wurde und in Kürze eine mehrjährige Haftstrafe absitzen muß. »Naja, fuffzich Euro kann ick Ihnen jeben.« Sie schiebt mir eine abgegriffene Magnetstreifenkarte hin. »Wenn se verheiratet wären und Kinder hätten, dann hundert.« Neben dem Ausgang befindet sich der »Kassenraum«. An einer Art Geldautomat werden Mittellosen hier ihre Vorschüsse ausbezahlt. Im Unterschied zu einem richtigen Geldautomaten wurden die Funktionen aber stark vereinfacht. Man steckt einfach die soeben ausgehändigte Magnetstreifenkarte ein, bekommt sein Geld, die Karte bleibt drinnen. Dankbar nehme ich meine fünfzig Euro entgegen. Der Sommer kann kommen.

Andreas Kubitza

Grafik: Renate Kalloch/ www.pixelio.de

homo homini lupus. Von Alexander Platz

Die Annahme, daß der Mensch dem Menschen ein Wolf sei und sich seinem Gegenüber von Natur aus wie ein Raubtier verhalte, behauptet sich hartnäckig in den Köpfen.

Teil IV: Sozialismus und die Natur des Menschen (2)

Fassen wir die wichtigsten Erkenntnisse aus dem vorangegangen Teil noch einmal zusammen: Demnach ist der Mensch nicht nur in der Lage, sich an die Bedingungen, die er vorfindet, anzupassen, er kann vielmehr – im Unterschied zu allen Tierarten – seine Umwelt nach seinen Vorstellungen gestalten. Gleichzeitig ist der Mensch (so Marx) aber auch Sklave seiner eigenen Bedürfnisse. Dabei bildet die Ohnmacht und die mangelnde Verfügung über die entsprechenden Mittel zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse (dies trifft auf die große Mehrheit zu) die materielle Grundlage der eigenen Manipulierbarkeit im Interesse derjenigen, die über die Mittel zur Bedürfnisbefriedigung verfügen. Und die Bedürfnisse nehmen Triebcharakter an, das heißt, sie »gewinnen unmittelbar verhaltensbestimmende Macht«, so die Kritische Psychologin Ute Osterkamp in ihrem Aufsatz »Hat der Marxismus die Natur des Menschen verkannt?«

Was bedeutet das für die Ausgangsfrage, ob der Mensch für ein »solch gewagtes Experiment«, wie den Sozialismus, überhaupt geschaffen ist? Eine »uralte Technik der Herrschaftssicherung« besteht laut Osterkamp darin, »die Klassenspaltung als Folge der unterschiedlichen Fähigkeiten der Menschen zu erklären, ihre Triebe zu beherrschen.« Wie ein roter Faden ziehe sich die These von der »Triebbestimmtheit der Massen« durch die Theoriegeschichte. Die Massen, sich selbst überlassen, würden zum Feind der Kultur bzw. der Gesellschaft und bedürften daher – im Interesse aller – der Kontrolle von solchen Menschen, »die – anders als die Mehrheit der Bevölkerung – eben nicht Sklave, sondern Herr ihrer eigenen Triebe und damit auch geeignet seien, über diejenigen zu herrschen, die zu einer solchen Selbstdisziplin unfähig seien.« Folgte man dieser Theorie, bedeutete das: Die Ungleichheit unter den Menschen entspringt ihrem Wesen und nicht den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen.

Freud hält einen umgekehrten Zusammenhang für möglich. Er schreibt: »Wenn aber eine Kultur es nicht darüber hinausgebracht hat, daß die Befriedung einer Anzahl von Teilnehmern die Unterdrückung einer anderen, vielleicht der Mehrzahl zur Voraussetzung hat, und dies ist bei allen gegenwärtigen Kulturen der Fall, so ist es begreiflich, daß diese Unterdrückten eine intensive Feindseligkeit gegen die Kultur entwickeln, die sie durch ihre Arbeit ermöglichen, an deren Gütern sie aber einen zu geringen Anteil haben.« Die »Triebhaftigkeit« und die »Kulturfeindlichkeit« der Massen sind demzufolge nicht Ursache, sondern Folge der Unterdrückung.

Heute wird in den »gängigen psychologischen Auffassungen« weniger von der menschlichen Triebhaftigkeit und deren notwendiger Unterdrückung gesprochen. An diese Stelle tritt eher die Selbstverwirklichung, die angeblich unabhängig von den konkreten gesellschaftlichen Verhältnissen möglich sei und nur der Besinnung auf die inneren Wesenskräfte bedürfe. »Das Leiden an der mangelnden Befriedigung der Bedürfnisse bekämpft man demzufolge dadurch, daß man sich diese Bedürfnisse einfach abschminkt« (Osterkamp). Auch in diesen Theorien geraten die Folgen anstatt der Ursachen der Unterdrückung, nämlich die mangelnde Befriedigung der Bedürfnisse, ins Blickfeld der Kritik. Der Mensch wird als irrationales Wesen postuliert, das sich aus individueller Unvernunft nicht entsprechend der gesellschaftlichen Notwendigkeiten (Sachzwänge) verhält. »Die Möglichkeit, daß die Verhältnisse nicht den Interessen und Bedürfnissen der Menschen entsprechen und die Anpassung an die jeweiligen Anforderungen einen massiven Selbstverrat bedeuten« (Osterkamp), wird schlichtweg ignoriert bzw. gar nicht erst wahrgenommen.

Weist man auf diesen Zusammenhang hin, wird einem schnell Populismus vorgeworfen. Fordert man in diesen Zeiten beispielsweise eine Vermögenssteuer, wird man wie ein Pestkranker ausgegrenzt und angefeindet (es sei denn, man ist Sozialdemokrat). Und es wird einem eben jene individuelle Unvernunft unterstellt. Es entsteht ein Dualismus mit der Gesellschaft auf der einen und dem Individuum auf der anderen Seite. Erstere repräsentiert dabei die allgemeine Vernunft und letztere verkörpern hingegen die Gefühle und Leidenschaften, die sich als mangelnde Bereitschaft erweisen, sich der Vernunft (sprich den herrschenden Interessen) zu unterwerfen. Ob nun Gefühl und Vernunft tatsächlich zwangsläufig im Widerspruch zu einander stehen, damit geht's im nächsten hEFt weiter.

ein jahr kulturköpfe.

»Kulturköpfe«, so lautet der redaktionsinterne Deckname für die Fotostrecke, die die hEFt-Leser/innen bereits seit April dieses Jahres zu sehen bekommen. In dieser Ausgabe folgt der vierte und letzte Teil. Höchste Zeit also, den »Kulturkopf-Fotografen« Johannes Smettan zu Wort kommen zu lassen.

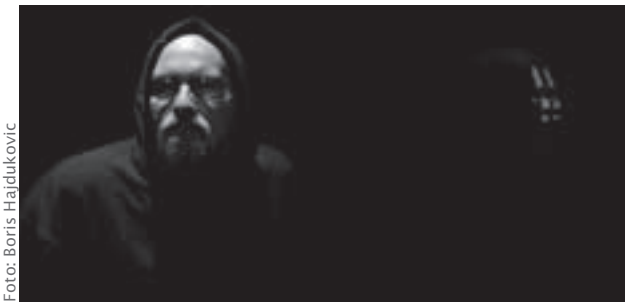


Foto: Boris Hajdukovic

Was war die Idee für die »Kulturköpfe«? Die Fotostrecke ist eine fixe Idee, die ich zusammen mit dem Plattform e.V. entwickelt habe. Hintergrund ist, wir wollen gern jugendliches Engagement sichtbar machen. Ähnlich der Kampagne »Gesicht zeigen gegen Rechtsextremismus« wollten wir Gesicht zeigen für jugendliches Engagement, für Ehrenamt bzw. etwas, was über das normale Ehrenamt hinausgeht.

Wie ist das zu verstehen? Es geht eben nicht nur um die traditionellen Jugendehrenämter, in der Feuerwehr zum Beispiel, in der Blaskapelle oder im Sportverein. Ich finde es gut, daß es so was gibt, daß sich Leute hier engagieren. Aber es gibt ja noch viel mehr. Und das steht oft weniger im Blickpunkt der Öffentlichkeit. Ehrenamt kann ganz verschiedene Facetten haben, zum Beispiel im soziokulturellen Bereich, ein eigenes fiktives Plattenlabel zum Beispiel oder ein kleines Literaturmagazin. Ich wollte den Leuten zeigen, daß es da draußen noch viel mehr Möglichkeiten gibt, wo man sich anschließen kann.

Wie kommst du an die Kulturköpfe? Am Anfang habe ich natürlich schon Leute direkt angesprochen. Aber inzwischen kommen sie eher zu mir. Tatsächlich bin in den meisten Fällen nicht ich es, der die »Kulturköpfe« aussucht. Leute, die die Fotostrecke in den vergangenen hEFten gesehen haben, sprechen mich an und sagen: »Wir kennen da jemand« oder »Wir machen selber ein Projekt, wäre das nicht interessant?« Mit den Leuten vom Plattform e.V. wähle ich dann die Initiativen oder Projekte aus, die ich besonders interessant finde. Insbesondere freut es mich, daß ich zu den meisten auch nach dem Fototermin noch Kontakt habe. Im letzten Jahr ist durch dieses kleine Netzwerk schon der ein oder andere interessante Impuls gekommen.

Gibt es Kriterien für die Auswahl? Das ist ein Punkt, der mir eigentlich nicht gefällt. Es ist immer wieder schwer zu sagen: Dies kommt ins hEFt und das da nicht. Schön wäre es eigentlich, alle vorzustellen, die sich in Erfurt engagieren, auch unabhängig vom Alter. Doch das wären einfach zu viele. Deswegen war es uns wichtig, daß Jugendliche sich selbst organisieren und selbstverwaltet etwas tun. Es geht nicht darum, daß dort irgendwelche Erwachsenen sitzen und alles für sie regeln. Sondern, ähnlich wie es auch die Philosophie des Plattform e.V. ist, wir suchen diejenigen Leute, die selbst etwas auf die Beine stellen, selbstverantwortlich laufen. Außerdem war es uns wichtig, den Fokus der »ehrenamtlichen Arbeit« ein wenig zu erweitern. Deswegen waren auch kontrovers diskutierte Projekte in den hEFten zu finden, die polarisieren, zum Beispiel die Streetart-Künstler oder das Café April.

Wie fällt dein Fazit aus? Ich bin ein wenig traurig, daß die Fotoreihe jetzt ihren Abschluß findet. Sicher, die Fotos waren nicht immer einfach, aber die Gespräche während und nach dem »Blitzlichtgewitter« gehören für mich zu den schönsten Erinnerungen im vergangenen Jahr.

Interview: Alexander Platz

Fotos: Vanessa De-Chimuco (im Rahmen des Fotoworkshops von Ladebalken)

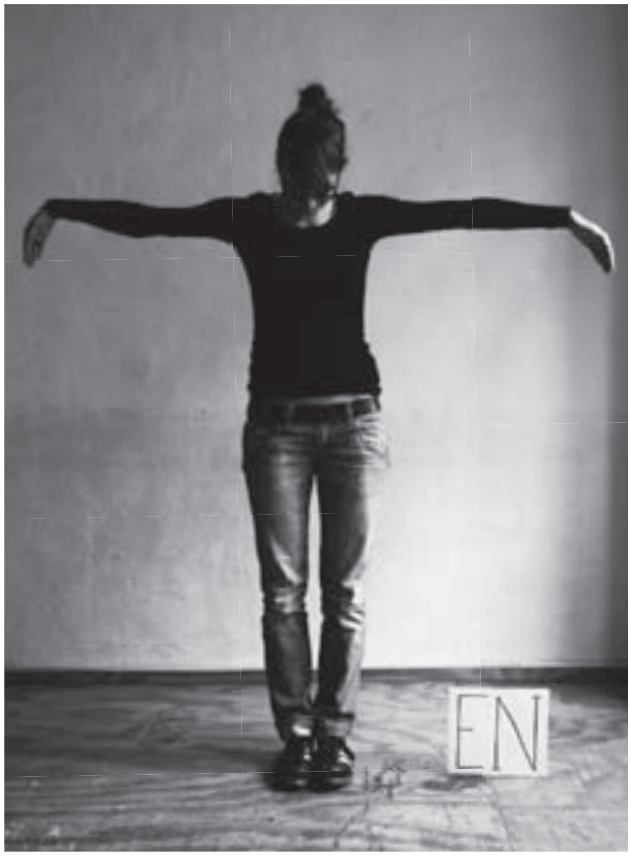
stephan

▸▸ LADEBALKEN

» Ich engagiere mich, weil es sehr viel Spaß mit sich bringt, weil man viele nette Leute kennenlernt und man sehr viel dabei lernen kann. Auch ist es sehr schön zu sehen, wieviel und was alles entstehen kann und dies einem viel Motivation gibt, um eigene Projekte auf die Beine zu stellen und sich in vielen Bereichen weiterzuentwickeln.«

▸▸ www.ladebalken.info

Mit freundlicher Unterstützung von: PLATTFORM e.V. blickstrich.de



marlies

▸▸ TEN SING

» Gemeinschaft erleben.
Musik als verbindendes Element.
Talente entdecken und fördern.
Ein Netzwerk aufbauen.
Jugendlichen viel zutrauen.
Zusammen etwas bewegen.
Viel Spaß.«

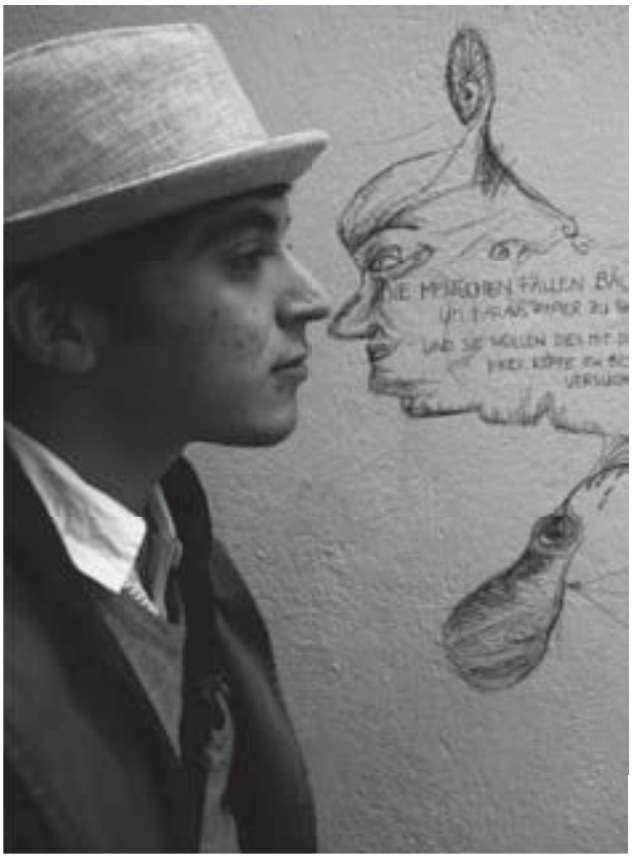
▸▸ www.tensing-erfurt.de

eric, philipp

▸▸ DIE FALKEN

» die falken sind ein versuch des ausbruchs. ausbruch aus dem stumpfen alltag in schule, betrieb und uni. sie sind ein versuch der kritik. kritik an einer gesellschaft, an der wir keinen so rechten spaß finden können und die endlich auf den müllhaufen der geschichte gehört. «

▸▸ www.falken-erfurt.de



khesrau

ETWAS GRENZENLOSES

» Ein Punkt im Ganzen. Augen im Lichtermeer, Impulsgewitter. Etwas Grenzenloses bin ich und Du die Basis. Von hier nach irgendwo. «

www.khesraubehroz.de

klasse abend.

Von Steffen Roye

So führen alle Wege zum Anfang zurück, denke ich. Zum Ort meiner Kindheit. Und als würde ich einen Film drehen, sehe ich mit dem Passieren des Ortseingangsschildes plötzlich alles wie durch eine Kamera, das Zwinkern als Schnitt zwischen den Szenen. Das Drehbuch schreibt sich selbst, während die Kamera surrt.

Erste Einstellung also: das Ortseingangsschild als Vorspann, vorbeigezogen und mich einsaugend in mein Früher. Weil Robert mich zwei Wochen lang mit E-Mails bombardiert hat, komme für ein Wochenende in die Stadt und komme beizeiten, noch bevor die Geschäfte öffnen, um Zeit zu haben, unser beider Biographien seit meinem Weggang ausführlich zu verhandeln.

Zweite Einstellung, Totale: Roberts Elternhaus und gegenüber das Möbelhaus *Romer*. Ich parke meinen Volvo am Straßenrand, und meine Aufmerksamkeit richtet sich auf eine Menschentraube, die sich vor einem der Schaufenster gebildet hat. Dauergewellte Damen raunen sich kopfschüttelnd etwas zu, Kinder werden nach vorn geschoben, um besser sehen zu können. Ich trete näher und schaue, auf Zehenspitzen balancierend, über Dauerwellen und Hüte hinweg. Die Auslage preist eine Schlafzimmergarnitur, Kolonialstil, Marke *Bromstadt*, ein Bett und zwei Nachtschränke, die eher kleinen Regalen gleichen, dazu linkerhand eine Kommode mit vier Schubfächern sowie im Hintergrund ein dreigeteilter Schrank mit hohem Spiegel, der unsere Körper rahmt. Doch natürlich ist es nicht der verblüffende Preis, der die Leute umtreibt, sondern der Umstand, daß das Bett offenbar benutzt wird. Schaufensterpuppen, denke ich zunächst, Attrappen, zumal rechterhand tatsächlich zwei geschlechtslose Körper in Morgenmänteln (*Luigi Rabanna, 69 Euro*) stehen und stumpf ins Nichts glotzen.

Die Puppen im Bett jedoch bewegen sich. Links fällt das Bein einer Frau heraus und rechts tastet eine behaarte Hand nach etwas und findet es nicht. Ein Männerkopf taucht auf, das Gesicht uns zugewandt, es scheint keine Augen zu haben. Drei Sekunden, vier, dann verschwindet er wieder unter der Bettdecke.

Eine Werbeaktion? Kunst? Ich kann mir keinen Reim darauf machen und fokussiere erst einmal wieder zurück auf das, was vor dem Schaufenster passiert. Langsame Kamerafahrt von links nach rechts: *Skandal* ruft jemand und *diese Jugend*, ein junges Paar lacht und greift fester zu, jemand telefoniert nach der Polizei, ein anderer ordert Bekannte herbei und ein glatzköpfiger Herr klopft mit seinem Stock an die Scheibe, die linke Hand wie ein Kellner auf dem Rücken abgelegt.

Die beiden im Bett stellen sich tot oder taub.

He, Steffen, ruft jemand in meinem Rücken. Ich drehe mich um. Robert steht in der Haustür und winkt.

Ach richtig, Robert, denke ich und winke zurück. Schnitt.

Die Wege sind eben kurz in kleinen Städten, sagt Robert und lacht, als wir das Haus seiner Eltern verlassen, ein paar Stunden und ein paar Gläser Rotwein später. Das Möbelhaus ist längst wieder geschlossen, die Menschenmenge und die Schläfer sind fort, die Betten gemacht. Der Vorfall ist so gut wie vergessen.

Dritte Einstellung: lange Kamerafahrt ohne Schnitte. Wir lassen einige Autos vorbei, überqueren die Straße, ein Golf-Fahrer hupt uns an. Rechts neben dem Möbelhaus führt Kopfsteinpflaster zwischen einem Parkplatz und einem Gebrauchtwagenhändler in weitem Bogen zu einer Lagerhalle.

Ich schaue Robert an, während er mit mir spricht, und lächle. Er trägt jetzt eine rote Brille, ansonsten hat er immer noch lange Haare, auch wenn die Stirn weiter expandiert. *Ein schönes Gesicht braucht viel Platz*. Der gleiche Spruch wie früher.

Ich lasse Robert reden. Was mich erwartet. Wen ich noch kennen müßte. Wen ich garantiert nicht wiedererkenne. Und ob unter den Anwesenden vielleicht auch.
Das Backsteingebäude, erinnere ich mich, gehörte früher zu einer Kaserne und dann zu einem inzwischen aufgelassenen Industriepark. Heute ist es Spielraum für

Das Privateigentum als Hindernis gerechter Politik » Überhaupt, mein lieber Morus, – um dir ganz unumwunden meine wahre Gesinnung zu entüllen – dünkt mich, daß, wo aller Besitz Privatbesitz ist, wo alles am Maßstab des Geldes gemessen wird, da kann es wohl kaum je geschehen, daß der Staat gerecht und gedeihlich verwaltet wird, wofern du nicht meinst, das

Verfall und Subversion, in Besitz genommen von jungen Leuten, die hier angeblich die besten Parties der ganzen Stadt feiern, während angrenzende Gebäude, wie Robert referiert, als Lager für Trödelhändler dienen. Das Vordach der Halle besteht nur noch aus verrosteten Streben, und neben einer schmalen Treppe, die auf eine Rampe führt, krallt sich eine Birke in die Erde zwischen den Pflastersteinen.

Vierte Einstellung: das Innere der Halle. Ein Schwenk von dreihundertsechzig Grad: die Fenster mit Folie zugeklebt, rechts vom Haupteingang ein Pult mit mehreren Plattenspielern, links ein paar Kunstpalmen neben einer improvisierten Bar (einem Tapeziertisch), Leute stehen mit dem Rücken zu uns und stellen Flaschen auf. An den übrigen Wänden Sofas vom Sperrmüll oder aus den Lagern der Trödelhändler. Im Raum verloren hier und dort Gruppen von Dreien oder Vieren, man taxiert die Neuankömmlinge. Schnitt.

Wenigstens ist der Alkohol billig. Ich schütte Rotwein in mich, Cocktails sind nicht mein Ding. Ich schütte Kartoffelchips hinterher und dann noch mehr Wein; die Flaschen haben Schraubverschlüsse.

Fünfte Einstellung, Zeitraffer: die Halle als Taubenschlag, die Bar umlagert, die Sofas begehrt. Stroboskopblitze zerhacken Tanzbewegungen, alles wirkt wie ein schlecht animierter Trickfilm. Und auf Robert ist nicht zu zählen. Geht aufs Klo und kommt nicht wieder. Ich entdecke ihn im Hof, er hat seinen Arm um ein Mädchen gelegt, und sie schweben Wange an Wange durch den Lichtkegel des Hinterausganges wie durch das Happyend einer Heimatschnulze. Als ihnen die Getränke ausgehen, stehe ich wie zufällig im Weg, und Robert grinst mich an, *Kristin*, sagt er, *sie wohnt übrigens in Deiner Nähe, stimmt doch, oder? Und sie ist mit Jochen verwandt, du weißt schon, Jochen.*

Jochen, klar, sage ich und probe ein Lächeln in Kristins Richtung, und Robert schwebt mit Kristin an mir vorbei, als wären beide zusammengewachsen, und so kreuzen sich unsere Bahnen noch mehrmals, im Zeitraffer sieht es aus, als würden Karussellfiguren durch den Saal kreiseln, immer mehr Figuren auf immer mehr Karussells, und immer grinst Robert mich an, das mußt du verstehen, meint dieses Grinsen, und ich verstehe. Und vertreibe mir die Zeit. Und treffe bei meinem Kreiseln durch den Saal auch auf Jochen. Und auf Steve. Und Martina.

Auch hier. Wie lange ist das schon her. Und sonst so.

Als meine Kamera schon nicht mehr ordentlich fokussieren kann und schlingernd mit Tanzenden kollidiert und die Erschütterungen nur noch zeitverzögert auf den Monitor weitergibt, als ich auf dem Weg hinaus auf die Rampe bin, um Luft zu tanken und die Sternbilder am Himmel zu sezieren, treffe ich schließlich auch Cora. Ausgerechnet Cora, von der Robert in seinen E-Mails behauptet hatte, sie sei für ein halbes Jahr in Boston.

Sechste Einstellung: Cora, Laderampe.

Das hätte ich nicht gedacht, daß ich Dich hier treffe, sagt sie, die abgewetzte Treppe hochschlendernd, eine fast aufgerauchte Zigarette zwischen Zeigefinger und Daumen der rechten Hand, der kleine Finger leicht abgespreizt, als würde sie eine Teetasse halten.

Du hattest immerhin den weiteren Weg, sage ich, etwas unbeholfen.

Ach, Boston, sagt sie, *vergiß es*. Ihr Gesicht ist schmaler als in meiner Erinnerung, kantiger.

Geht's dir gut, frage ich, bevor sich unsere Wege trennen.

Ich ärgere mich über Robert, beschließe zu gehen, bleibe doch. Von da ab nur noch Blitze, schnelle Schnitte. Siebte Einstellung: wieder das Halleninnere. Die Bilder verwackelt und unscharf und zunehmend unterbelichtet, der Soundtrack längst eine Suppe aus Baß, ein Vorschlaghammer auf den Brustkorb. An den Seiten kippen Kulissen und Statisten weg. Das Zelluloid bekommt Kratzer, manchmal scheinen mehrere Schichten übereinandergelegt; einmal noch taucht Roberts

sei die gerechte Verwaltung, daß das Kostbarste in die Hände der Schlechtesten kommt, oder unter glücklicher Regierung befinde man sich dort, wo alle Habe unter einige wenige verteilt wird, die auch nicht einmal besonders behaglich leben, während alle Übrigen ganz unleugbar elend daran sind. » Wenn ich daher bei mir selbst die höchst weisen und edelmenschlichen

Gesicht auf, er bewegt den Mund, aber ich verstehe ihn nicht. Dann wieder Cora. Sie bläst Rauch in den Hof und sagt: *willste auch*.

Was ist denn so schlimm an Amerika, frage ich, nunmehr auftauend.

Weiß nicht, sagt sie, *war gar nicht dort*.

Ich sage: *aber du wolltest doch immer da hin*.

Sie reckt ihren Hals, schaut an mir vorbei, ein explodierendes Lächeln, sie winkt jemandem zu.

Dann ich an der Bar. Ich mit zwei Bechern Rotwein in der Hand, angestrengt den Hinterausgang im Visier. Cora, schwankend wie an Deck eines Kutters und doch konzentriert einen Joint drehend. Wir, man könnte sagen: tanzend. Schnitt. Wir, im alten Exerzierhof, der langsam mit Gras zuwächst wie unsere Jugend. Sie hakt sich bei mir ein und lehnt sich an mich. Ihr Mund an meinem Ohr. *Komm doch noch mit*. Sie, rittlings auf dem Tor sitzend, lachend, ihre Zähne makellos wie eh, ich ächzend ihr nach, ein Reißen von Stoff und diffuser Schmerz im linken Oberschenkel, Schnitt, die Hauptstraße, wieder Schnitt, eine Tür und sie der Reihe nach mit ihren Schlüsseln nach dem Schloß zielend und mich schließlich ins Dunkel ziehend, ein Gang, in dem ich eine Kommode ramme, dann das Schlafzimmer, es brennt Licht, sie will die Vorhänge zuziehen und läßt es schließlich, ich falle auf das Bett und denke, verdammt, ein Wasserbett, ich muß mich gleich übergeben, und dann habe ich für einen Moment das Gefühl, wir sind nicht allein im Zimmer, und dann läßt sich Cora auch auf das Bett fallen, sie atmet schwer, und ich nicke kurz ein, Schnitt, ich wache auf, nestle an ihrem T-Shirt und stelle fest, daß sie auch eingeschlafen ist. Das Licht brennt noch.

Klasse Abend, denke ich und kippe weg. Schnitt. Achte Einstellung: alles dreht sich, auch mit geschlossenen Augen. Es ist wie ein Auftauchen aus einem See. Ich hole mehrmals tief Luft. Ich kann mich nur verwaschen erinnern, was war. Ich drehe mich nach rechts, öffne die Augen und blicke durch meine allmorgendliche Unfrisur in Coras Gesicht; sie schnarcht leise, ihr Mund ist leicht geöffnet.

Langsam kehre ich zu mir zurück. Von Ferne vernehme ich die Geräusche des neuen Tages, und dann kehrt auch der Durst zurück. Ich greife neben das Bett und taste nach einer Flasche, ich bin sicher, daß ich eine mitgenommen habe. Weil ich sie nicht finden kann, drehe ich mich um und blicke auf ein Pärchen, das zwei Meter entfernt steht. Ich schrecke auf, doch die beiden bewegen sich nicht von der Stelle. Ihre Blicke gehen irgendwohin, und dann fokussiert meine Kamera endlich, und ich lese *Luigi Rabanna, 69 Euro* auf einem angehefteten Schild.

Am Fenster klopft es, und ich wende erschrocken den Kopf und blicke auf vielleicht fünfzehn oder zwanzig Leute.

Neunte Einstellung: Close-up auf die Gesichter an der Scheibe. Dauergewellte Damen raunen sich kopfschüttelnd etwas zu, Kinder werden nach vorn geschoben, um mich besser sehen zu können. Ein junges Paar lacht im Hintergrund. *Skandal* ruft jemand und *diese Jugend*. Als mein Blick, dieser Kamerablick, nach rechts gleitet, an der Menschentraube vorbei, erkenne ich auf der anderen Straßenseite meinen Volvo.

Ein Albtraum, denke ich, ein Horrorfilm.

Cora schnarcht vor sich hin, und ich lasse mich zurück in das Kissen fallen, das Bett schwankt sanft, und mir ist schlecht, du kaufst dir nie im Leben ein Wasserbett, denke ich, und dann denke ich, vielleicht ist es am besten, sich jetzt totzustellen oder taub.

Einrichtungen der Utopier betrachte, wo so wenig Gesetze bestehen und die Staatseinrichtungen doch so trefflich verwaltet werden, daß die Tugend ihren Lohn empfängt, und bei gemeinschaftlichem Besitz doch alle alles in Überfluß haben, und dann mit diesen ihren Sitten und Gebräuchen so und so viel Völker vergleiche, die immer neue Gesetze verordnen und wie

the end is now – eine reportage.

Von Ronny Ritze

Wir schreiben das Jahr 2010 und die Welt geht zu Ende. Immer dachten wir, der letzte Schlag gegen die Menschheit wäre der nukleare Winter oder zumindest ein Asteroidenaufprall. Doch die Zeit ist gekommen, da wir eines Bessern belehrt werden. Anhänger christlicher Lehre sprechen von der Offenbarung des Johannes, islamistische Fundamentalisten von der selbstverschuldeten Apokalypse. Zuerst brach der Notstand aus, dann brach das soziale Gefüge. Die Pandemiepläne zeigten keine Wirkung mehr, als die Bundesregierung den Ausnahmezustand erklärte. Ausgangssperren wurden ausgerufen, Flug- und Seehäfen geschlossen. Das Kriegsrecht wurde verhängt und der Luftraum Deutschland abgesperrt. Frankfurt-City, das Berliner Regierungsviertel und die Münchener Innenstadt wurden unter Quarantäne gestellt. Schon in den ersten Wochen starben Millionen. Niemand hatte es vorausgesehen und niemand konnte sich entziehen. Ein Virus, mikroskopisch klein, das ein jeder unterschätzte: H2N2.

Während sich auf den Straßen die Leichenfeuer mehren, hat sich die Elite unseres Landes zurückgezogen, um des bevorstehenden Untergangs gemeinsam zu harren. Die hEFt-Redaktion hatte das große Glück, eine der begehrten Presseakkreditierungen zu erhaschen, und unser Reporter Ronny Ritze ist heute Nacht live vor Ort, um von der Regierung eine Stellungnahme zu bekommen, und wir schalten jetzt direkt zu ihm in die Eifel …

Guten Morgen nach Erfurt! Ich berichte hier *live* aus dem vom Katastrophenschutz provisorisch errichteten Versorgungszentrum des Militärflughafens Spangdahlem. Flutscheinwerfer durchkreuzen den Nachthimmel. Alle zwei Minuten unterbricht das Dröhnen von Eurofightern die gespannte Stille. Sieben Meter hohe Stacheldrahtzäune schützen das 300.000 Quadratmeter große Gelände. Dahinter patrouillieren ABC-maskierte Bundeswehrgefreite mit sofortigem Schießbefehl: Neun Eichhörnchen sind in dieser Nacht bereits gefallen.

Wir befinden uns unweit der vom Roten Kreuz aufgebauten Aderlaß-Station in einem riesigen Universalzelt, welches freundlicherweise von Rotary Deutschland zur Verfügung gestellt wurde. Auf einem gewaltigen Flachbildschirm tickern die News vor sich hin. Es gibt mehrere portable Heizlüfter, rund 20 freizügige Damen aus dem Fundus der hiesigen Staatskanzlei, Häppchen mit Lachskaviar, Cocktailspieße und Käseplatten, dazu wird Champagner gereicht. Auf den Tischen sehe ich kleine Giveaways: Schokoherzen, gespendet von der Firma Nestlé, Postkarten und sogar Baseballkappen mit Aufdruck »Weltuntergang 2010 – Ich war dabei«. Von der Bühne rauschen Chilloutklänge über die Köpfe der Avantgarde. Ein Hauch Dior liegt in der Luft. Insgesamt herrscht eine ausgelassene Stimmung. Von der Bundesregierung war *bisher* noch nicht viel zu sehen. Und auch unsere Landesvertreter werden, wenn überhaupt, später eintreffen. Wie ich in Erfahrung bringen konnte, haben sich Frau Lieberknecht und Herr Matschie auf dem Weg hierher wohl verfahren, Christian Carius fuhr wohl zuvorderst, und der Landesconvoi steckt irgendwo im Taunus fest, wird aber aus der Luft mit heißem Kaffee und Frankfurter Würstchen versorgt. Doch neben mir steht Ex-Bahnchef Mehdorn und nascht an einem … ehmm …Was ist das?

»Feige im Speckmantel, würde ich sagen.«

Lecker.

»Probieren Sie unbedingt die Wachteleier!«

Herr Mehdorn, wie beurteilen Sie die Lage?

(lacht) »Och, großartig, würde ich sagen.«

Wie darf ich das verstehen?

(zwinkert) »Wenn man das nervige Shakehands hinter sich hat, ist es doch recht angen…«

Nein, ich meine, wie beurteilen Sie die Lage *draußen*?

»Ach so. Grauenvoll. Haben Sie die Dixi-Klos gesehen? Wirklich eine Zumutung!«

Nein, nein. Draußen draußen.

doch kein einziges von ihnen wohlgeordnet und gedeihlich bestellt ist, bei denen Jeder das, was er gerade erlangt hat, sein Privateigentum nennt, und wo so viele von Tag zu Tag gegebene Gesetze unzulänglich sind, auf daß Jeder entweder einen Besitz erlange, oder in seinem Besitze geschützt werde, oder das Seinige vom fremden Besitze, von alledem was jeder wieder

(ext ein Glas Sekt) »Ach sooo! Die armen Schweine sind, auf Deutsch gesagt, beschissen dran. Aber, mein lieber Freund, das ist die natürliche Auslese. Und wenn die sich nicht rechtzeitig informieren, möchten sie eben sehen, wo sie bleiben, nicht wahr?! Man muß einfach nur *Bescheid* wissen, nicht wahr? Fragen Sie mal den Zumwinkel oder den Schreiber, die stehen gleich da drüben (zeigt auf eine Gruppe bodyguardumringter Herren und rülpst). Die bestätigen Ihnen, daß sich jeder heutzutage um seinen eigenen Scheiß zu kümmern hat. Und wer seine Schäfchen nicht ins Trockene bringt …«

(schnappt sich eine pokulierte Dame)

Heee, Moment! Die ist doch gerade mal 16 oder so!

(lacht wieder und rennt weg) » … der bleibt eben auf der Strecke!«

Meine Damen und Herren, so viel also von Hartmut Mehdorn, der sich wieder ins Getümmel stürzt. Der Nachrichtenticker läßt gerade verlauten, daß in diesen Minuten Massenplünderungen in sämtlichen europäischen Metropolen stattfinden. Doch der Bacardi hier ist auch sehr süffig und einige Meter neben mir sehe ich noch ein vertrautes Gesicht.

Salve Herr Berto, ehmm, Blanco, wie geht es Ihnen?

»Für disch: der Roberto!«

Also schön, Roberto. Wohl auch schon etwas beschwippst?

(singt) »Ein bißchen *Spaß* muß sein! Dann kommt der deutsche Sonnenschein.«

Ja, schön. Möchten Sie den Menschen da draußen sonst noch etwas mit auf den Weg geben?

»Sei nicht so bedrückt, junger Freund. Das Leben ist kurz, also genieße es! Tchin Tchin!«

Danke sehr. Soeben erfahren wir, daß der Vatikan alle geistigen Oberhäupter versammelt hat, um der Menschheit Absolution zu erteilen. Aber das scheint *hier* einerlei zu sein. Und außerdem erspähe ich da drüben noch ein Sternchen – Kader Loth.

Frau Loth!

»Mein Gott! Schreien Sie mich nicht so an.«

'tschuldigung. Darf ich Ihnen eine Frage stellen?

»Sie dürfen. Wenn es nicht zu privat wird.«

Wie gefällt Ihnen der Abend bisher, Frau Loth?

»Es *geht*. Abgesehen davon, daß es kaum Parkplätze gibt. Ich kann das gar nicht nachvollziehen, was, bitteschön, ist denn an einem Hummer so ungewöhnlich?! Mein Fahrer und das Gepäck mußten vor dem Tor bleiben. Das grenzt an Frechheit.«

Ja, wirklich, eine Frechheit. Ich stimme Ihnen vollkommen zu …

»Was starren Sie mir denn auf das Dekolletée?! Das ist alles natura. Und nein, ich botoxe nicht. Meine Güte, seid ihr Presseheinis penetrierend!«

Ach, ich bewundere doch nur Ihr Kleid. Das ist wundervoll. Von wem ist das? Prada?

»Givenchy.«

Aha. Sehr stilvoll. Ich bedanke mich für das Interview.

»Ich danke auch. (flüstert) Ich muß mir jetzt erstmal das Näschen pudern gehen. Wo sind denn hier die Damentoiletten?«

Da müssen Sie raus, die sind ganz draußen.

»Danke sehr, das schneiden Sie aber nachher raus!«

Klar. Kader Loth, meine Damen und Herren, und wie sie von dannen zieht … was für eine Figur. Und weiter geht es im Programm: Das Zelt hat sich nun *doch* schon etwas gefüllt, rund 500 Menschen sind hier zusammengekommen, die Temperatur steigt und die Damen an der Bar haben alle Hände voll zu tun. Von den Regierungsvertretern ist noch immer *nicht* allzu *viel* zu sehen. Einige Bankgrößen haben sich eingefunden, Josef Ackermann und Martin Blessing führen einen angeregten Plausch und knabbern Salzstangen. Gloria von Thurn und Taxis unterhält sich mit Stretching. Doch *dahinten* sehe ich gerade noch einen Star der Musikszene. Man kann zwar ein wenig Respekt vor den süßen Pitbull-Terriern bekommen, die ihn da umzingeln. Aber, ich versuche, mich durchzukämpfen … Herr Bushido, schönen guten Morgen!

»Was liegt an, du Spast?«

Was sagen Sie zu dem Chaos draußen? Straßenkämpfe überall. Das müßten Sie doch gewohnt sein …?

»Ja Mann, voll brutal, wa?! Die Welt geht unter. (schiebt sich ein goldenes Stäbchen in die Nase) Ich hab

seinen Privatbesitz nennt, unterscheide und auseinanderhalte, wie das die vielen endlos aufs Neue entstehenden und nie aufhörenden Rechtsstreitigkeiten beweisen – wenn ich das alles so bei mir bedenke, sage ich, so muß ich dem Plato vollauf Gerechtigkeit widerfahren lassen und wundere mich nicht mehr, daß er es verschmäht habe, jenen Gesetze zu geben, die

gehört, Infizierte sterben jetzt innerhalb von 48 Stunden, das is schon voll heftig, Alter. Am Anfang lag die Inkubationszeit bei zwei Tagen und jetzt bei 30 Sekunden. Das is voll kraß. (lehnt sich über ein Brettchen mit kalkweißem Pulver) Und ich sag dir, Mann, das ham wir alles den Hurensöhnen von Novartis und Baxter zu verdanken. Der ganze Pharmaklüngel macht doch mit der WHO und der Weltregierung gemeinsame Sache.«

Und noch dazu kommt ja dieser Weltuntergang recht *ungelegen* für Ihren Kinofilm »Zeiten ändern dich«. Konnten Sie in den wenigen Wochen, die der Film gespielt wurde, wenigstens die Produktionskosten einfahren?

(schüttelt den Kopf) »Der Herr Eichinger und ich sind übereingekommen, den Film bei googlevideo hochzuladen, als die Scheiße hier ausgebrochen is.«

Und wissen *Sie* zufällig, wo sich unsere Bundesregierung momentan aufhält?

(schnieft) »Angela ist auf den Malediven und der Guido ist im Zelt nebenan, zusammen mit dem Wowereit und Ihrem Kollegen Schlämmer.«

Ich hätte da noch ein paar Fragen, doch wir werden just in diesem Moment unterbrochen vom Auftritt von Bill Kaulitz, der eben die Bühne bestiegen hat und jetzt die ersten Töne seines Smashhits »Heut ist ein guter Tag zum Sterben« anstimmt. Mein Gott, was für eine Stimmung! Die Single hielt sich die letzten acht Wochen auf Platz eins der media-control-Charts. Hände und Büstenhalter fliegen in die Luft. Brigitte Mohn wirbelt Kai Diekmann im Mambo umher. Andrea Sawatzki und Katrin Göring-Eckardt entblößen sich. Pyrofontänen zischen auf. Und an der Bar werden vorzügliche Tequila Sunrise gemixt. Salute! … Tja, und gerade ist auf dem Ticker zu lesen, daß Plünderer in Berlin-Neukölln standrechtlich erschossen werden und … daß Nato-Truppen unter amerikanischer Führung den europäischen Kontinent noch am heutigen Tag unter *Quarantäne* stellen …? Nun ja. *Hier drin* wird man auf einer Welle der Ekstase geradezu mitgerissen. Das Zelt kocht! Wenn Sie das sehen könnten, meine lieben Freunde. Unbeschreiblich! Die Leute schreien nach einer Zugabe. Und Bill Kaulitz legt noch einen nach! Nicht zu fassen. Es ist seine Coverversion von »Girls just wanna have fun«. Das Publikum ist völlig aus dem Häuschen, nur wenige hält es jetzt noch auf den Sitzen. Ich sehe Günther Grass, der einsam in einer Ecke hockt, Pfeife pafft und einen Apfel schält. Ich sehe ihn weinen. Ja, da kann doch was nicht stimmen …

Aber Herr Grass, was ist denn los? Kommen Sie! So schlimm kann es doch nicht sein.

»Nein nein, die Atmosphäre ist blendend.«

Aha, ich verstehe: Ihr Weltschmerz. Es ist schrecklich, daß mehrere Millionen Menschen in diesen Stunden von einem Virus ausgerottet werden und elendig verk…

»Ach was! Wo denken Sie denn hin?! Solange *wir* hier drinnen sind und *die* da draußen, interessiert das doch bestenfalls den Mann im Mond.«

Aber ich sehe Tränen in Ihren Augen.

»Ja natürlich, wie schauen Sie denn aus, wenn Sie sich eine Zwiebel schälen?!«

Ach, das ist eine Zwiebel.

»Ich stehe auf Zwiebeln.«

Na dann. In diesen Sekunden flackert auch schon der erste Sonnenstrahl durch die Zeltkuppel. Man schaltet die Lichter ab, öffnet die Vorderseite des Zeltes und versammelt sich um die Theke zur kollektiven Happy Hour. Bill summt die ersten Takte von Céline Dions »My Heart Will Go On«. Die Leute halten sich bei den Händen oder liegen sich in den Armen. Die Stimmung ist so wunderbar elektrifiziert, daß einem der Martini in der Hand zittert. Es ist unglaublich. Mir fehlen die Worte. Hinter dem Schutzzaun zieht die goldgelbe Dämmerung durch die Wipfel des nahezu unberührten Waldes. Der Himmel ist ozeanblau und die Luft erfüllt von frischem Sauerstoff und dem Duft von Tchibokaffee und Croissants. Die aktuellen Meldungen verkünden die ersten Ausbrüche von H2N2 in Moskau, Sydney und Los Angeles. Tja, und *da* bricht auch der Nachrichtentikker zusammen und der Bildschirm zeigt ein Standbild mit Käpt'n Blaubär. *Ich* schmeiße mich jetzt an Collien Fernandes ran und wünsche noch eine entspannte Apokalypse.

Live für das hEFt, Ihr Ronny Ritze

solche Gesetze zurückwiesen, denen zufolge Allen alle Güter und Vorteile nach Billigkeit gleichmäßig zugeteilt sein sollten. » Denn das hatte die hohe Weisheit dieses Mannes leicht vorausgesehen, daß nur dieser eine und einzigste Weg zum Heile des Gemeinwesens führe, wenn Gleichheit des Besitzes herrsche; diese kann aber dort nicht bestehen, wo die einzelnen Dinge

Von Stefan Schütz

heimwärts. *1989*

dem abendtod entgegen
fahr ich müde
meinen blick
auf die halde
am horizont. die wolken
werden schwarz
vor angst,
daß es losgeht,
daß was passiert,
was noch keiner ahnt.
ich träume davon
wie ich am besten
ankomm. hinterrücks
leuchtet der mond.

hier und heute. *2009*

ich komm nicht mehr so
einfach davon. das morgenrot
verrottet, verblaßt und bleicht
aus.
ich komm nicht mehr
so einfach, ich habe
nur noch nachahmerblut
in mir im kreislauf der
krisen.
ich habe angst.
verkrüppelte hoffnungsschimmer
begleiten dieses ständige
verwelken aller süchte
nichts wird schlächter.
die alltage verwesen.
das morgenrot kotzt.
dem sonnenuntergang geht es
genauso.

im Privatbesitz sind. Denn wo jeder unter gewissen Rechtstiteln so viel er nur immer kann, an sich zieht, und, so groß auch die Fülle der Dinge sein mag, nur einige Wenige alles unter sich aufteilen, da bleibt den Übrigen nur Not und Entbehrung hinterlassen; und häufig trifft es sich, daß diese gerade das Los jener verdienen, denn Jene sind räuberisch, unehrlich, zu nichts

ich hab’s dir ja gesagt.

Von André Herrmann

1:45 Uhr. Ich rolle mich von ihr herunter. Mein Rücken beginnt zu brennen. Aus jeder Pore pressen sich winzig kleine Schweißtropfen aus meiner Haut. Es knackt leise. Im Dunkeln beißt sie sich mit aller Kraft Haut von den Fingerkuppen. Nur manchmal rutscht sie ab, was ihre Zähne so unmelodisch aufeinander knacken läßt. Sie riecht, sie riecht nach Schweiß, aber nur ein wenig, nicht wie ich, sondern lieblich, so als ob ein kleines Tierbaby plötzlich schwitzen würde, ich jedenfalls rieche sicher stärker.

Ich hole tief Luft, ziehe mir die Decke bis hoch zur Brust und berühre dabei ihre Hand. Sie zieht sie nicht direkt weg, sie wartet eine Weile und legt dann gleich ihren gesamten Arm anders hin, so daß es möglichst unauffällig wirkt und nicht aussieht, als erschrecke sie ob dieser ungewohnt gewordenen Nähe.

Klar, wir hatten Sex. Immer dann, wenn sie ankommt und mir buchstäblich die Klamotten vom Leib reißt und ich dann in ihr bin und merke, daß es eben doch nur Sex ist, und eigentlich eher ein Abgesang als ein Loblied auf unsere Beziehung. Aber bei dieser Bewegung ging es nicht um Sex, um Nähe, sondern um andere Nähe, Vertrautheit und all den ganzen Kram, den man anfangs noch hat und, wenn man Glück hat, auch noch länger. Ich glaube nicht, daß man es ewig haben kann.

Sie jedenfalls, sie kam nicht mehr, das hatte sie mir früher erklärt. Sie brauche die richtige Stimmung, die richtige Atmosphäre, in die sie, so wie wir uns seit einiger Zeit gegenüber standen, wohl so schnell nicht mehr kommen würde. Wenn überhaupt noch einmal. Bei, mit mir.

1:47 Uhr. Ich zeige mit dem Finger in Richtung des Displays, auf dem die roten Ziffern leuchteten und nickte zu ihr hinüber. So stand es in der Zeitung damals. 1:47 Uhr, ein maskierter Mann in der Nachbarschaft, die Leute schlafen, er öffnet das Schloß, sie schlafen, kommt rein und nimmt alles mit, was sich irgendwie verkaufen läßt. Erst am nächsten Morgen merken sie es. Dann das Gefühl der Unsicherheit, das einen von hinten überfällt und nicht mehr losläßt. Die Einsicht, daß es anscheinend wirklich jeden treffen kann und die eigene Wohnung nicht so sicher ist, wie man immer dachte. Seither immer die Angst bei mir. Warten, bis es soweit ist. Jeden Abend mindestens bis 1:47 Uhr. Vielleicht verspäten sie sich ja. Und manchmal, da hätte ich mir fast gewünscht, daß es endlich passiert. Allein der Statistik wegen. Damit es endlich wieder wirklich unwahrscheinlich wird. Aber es kam nie. Nur mehr Vermerke im Polizeireport. Wie sie auf die genaue Uhrzeit gekommen sein wollen, weiß ich nicht.

Sie dreht sich Stück zur Wand hin und sagt nichts. Ich schnaufe leise über der Bettdeckenkante und draußen, über dem Haus, nein, nicht über dem Haus, sondern in der Nähe des Hauses, irgendwo fliegt ein Hubschrauber.

Ich hab’s dir ja gesagt, sage ich, indem ich mich leicht zu ihr drehe. Irgendwann kommen sie. Aber sie regt sich nicht. Wahrscheinlich schläft sie schon längst. Irgendwann kommen sie, habe ich immer gesagt. Das kann auch nicht ewig gut gehen, mit dem. Der Hubschrauber kommt näher und bald scheint es, als schwebe er genau über uns. Sie sagt nichts, ich warte auf ein Krachen, zwei Krachen genauer gesagt, erst das der Haus- und dann das Wohnungstür, wenn sie ihn abholen und wegsperren wegen dem ganzen Scheiß und er so schnell nicht wiederkommt. Wahrscheinlich, ganz sicher gar nicht wiederkommt, denn der müßte erst resozialisiert werden in irgendeiner betreuten Wohngemeinschaft und nicht auf sich allein gestellt hier mit genau dem gleichen Zeug wieder anfangen. Es wissen ja alle. Und ich warte. Sie wartet vielleicht auch. Aber vielleicht auch nicht. Wenn, so heißt es, kommen sie ja im Morgengrauen. Und Morgengrauen variiert von Sommer zu Winter, zwischen 5 und 6 Uhr. Da darf es auch keine Ausnahmen geben, sonst ist es alles nicht rechtens. Also vielleicht auch nicht.

nütze, diese dagegen bescheidene, schlichte Männer, und durch ihren täglichen Gewerbfleiß fördern sie das Gemeinwesen mehr, als ihre eigenen Interessen. » So habe ich die sichere Überzeugung gewonnen, daß die Habe der Menschen einigermaßen nach Gleichheit und Billigkeit nicht verteilt, noch die irdischen Angelegenheiten glücklich gestaltet werden können, wenn

1:53 Uhr. Und dennoch habe ich nie eine Andere gehabt.

Ich habe mir diesen Satz zurückgelegt, wie einen Minirevolver, den man in seine Socke steckt und der nur eine einzige Kugel abfeuern kann. Diese aber würde für einen langsamen und qualvollen Tod sorgen, wenn man sie nur zur richtigen Zeit in die richtige Stelle jagen würde. Zurückgelegt für den Tag, an dem es so weit ist. Daran zweifelt bestimmt auch sie nicht mehr. Und wenn sie genau denselben Satz hat, wird meiner trotzdem schwerer wiegen. Ich werde ihn einfach zuerst sagen. Dann plappert sie nur nach. Oder entkräftet ihn.

Manchmal, da reden wir fast gar nicht miteinander. Ich habe immer gedacht, es würde mir nichts ausmachen. Da ich gern mit ihr zusammen bin, also sie gern in meiner Nähe habe. Ich habe aber nie gedacht, daß es so schwer werden könnte. Daß mein Kopf einfach leer bleibt und ihrer sicher auch. Und wir uns wie leere Hüllen gegenüber stehen, nichts sagen wollen, nein, nicht nichts sagen wollen, sondern nichts sagen können. Weil nichts mehr da ist.

Jemand läuft den Hausflur entlang. Das sind bestimmt sie. Der Hubschrauber entfernt sich kurz und ist dann sofort wieder da. Der Schlüssel, der im Schloß unserer Tür steckt, wippt langsam nach jedem Schritt mit. Ich will etwas sagen.

1:55 Uhr. Vielleicht verspäten sie sich. Sie zeigt auf die Uhr und nickt mir zu. Dann legt sie ihre Hand auf meinen Arm und rutscht mit den Fingern auseinander und wieder zusammen, so daß sie die Härchen darauf spüren kann. Sie läßt ihre Hand so und ich wuchte mich nach oben und steige aus dem Bett.

Ich stehe in der Küche und rauche. Das Fenster lasse ich zu und die Glut schirme ich mit der Hand ab. Natürlich war niemand da und dennoch mache ich es nicht gern. Aber vielleicht kommen sie ja noch zu ihm. Zweimal Krachen, ein bißchen Geschrei, weg. Ich drükke so fest ich kann auf die Zigarette, die Asche schiebe ich ordentlich in eine Ecke des Aschenbechers. Dann putze ich mir die Zähne, denn sie mochte es nie, wenn es nach Rauch schmeckt. Es ist jetzt ganz still.

Ich klettere wieder ins Bett, meine Füße sind kalt. Ich ziehe die Bettdecke bist zur Brust hoch und verharre, um das Wippen des Schlüssels an der Tür hören zu können. Sie schnauft kurz über der Kante. Draußen röhrt wieder der Hubschrauber und setzt zu einer weiteren Runde über das kleine Viertel an. Ich hab's dir ja gesagt, sage ich und ziehe unbemerkt etwas von ihrem Duft in meine Nase. Wahrscheinlich schläft sie schon längst.

nicht alsbald das Privateigentum aufgehoben wird. Bleibt dieses aber bestehen, so wird auch immer bei dem größten und weitaus besten Teile der Menschen ein unvermeidliches Bündel von Dürftigkeit und peinlicher Drangsal bestehen bleiben. Wie ich gestehe, daß dieselbe ein klein wenig gehoben und erleichtert werden könne, ebensogut behaupte ich, daß sie vollstän-

der bogen.

Von Till Bender

Ich habe es lange vor mir hergeschoben, eine Schilderung jener seltsamen Begebenheit zu veröffentlichen, muß ich doch annehmen, daß die, die bereit sein mögen, sie zu Ende zu lesen, dem Verfasser entweder vorwerfen werden, er habe sie insgesamt frech erfunden, oder – im besten Fall – ganz belanglose Ereignisse völlig unangemessen interpretiert, Wahrnehmung mit Einbildung verwechselt und Zusammenhänge hergestellt, wo keine existieren.

Ich könnte das sehr gut verstehen.

Allerdings mußte ich inzwischen einsehen, daß sich die Geschichte für mich durch Nichtaufschreiben nicht erledigen läßt. Ich stehe mit einem leeren Einkaufswagen an der Kasse, bemerke drei Haltestellen zu spät, daß ich vergessen habe, aus dem Bus zu steigen, und kann der Handlung simpelster Filme nicht mehr folgen, weil mein Geist wieder und wieder nach Umbrien, nach Frankfurt und zu den unbeschriebenen Seiten auf meinem Schreibtisch wandert und mich derweil als leere Hülle zurückläßt. Nach der Lektüre der folgenden Zeilen vermag der Leser vielleicht abzusehen, wie sehr mich dieser Zustand, nicht ganz bei mir zu sein, beunruhigt.

Ich sollte zunächst erklären, daß es eine Zeit in meinem Leben gab, in der ich mich, ohne mir selbst darüber im klaren zu sein, vor nichts so sehr fürchtete wie vor der Stille.

Nun ist dies eine Angst, mit der sich relativ gut leben läßt, denn nichts läßt sich leichter verhindern als Stille. Man braucht nur den Arm auszustrecken und hält schon ein Instrument in der Hand, mit dem sich auf die eine oder andere Weise lärmen läßt. Und ich machte reichlich Gebrauch davon:

Ich hatte immer ein Telefon bei mir, mit dem ich überall meine komplette Musiksammlung hören konnte, zu Hause murmelten ständig die Fernseher, im Auto war das Radio bereits eingeschaltet, wenn ich nach dem Gurt griff, und zum Einschlafen legte ich mir Hörbücher in den CD-Player. Und weil die Art von Lärmerei, von der hier die Rede ist, nichts mit Phon-Zahlen zu tun hat, zählen natürlich auch die Bücher, Zeitungen und Zeitschriften dazu, die ich in der Eisenbahn oder auf Parkbänken las.

Ich hatte die Stille erfolgreich aus meinem Leben verbannt.

Allerdings gab es neben dieser Angst, ebenfalls ohne daß ich mir dessen bewußt gewesen wäre, in mir eine große körperliche Sehnsucht nach Stille, die dazu führte, daß etwas in meinem Kopf all die tönenden und stummen Lärmformen allmählich zu einem undifferenzierten Hintergrundsummen umdefinierte, vor dem so etwas wie eine Quasi- oder Ersatz-Stille Platz hatte. Die bemerkte ich wiederum sehr wohl und bekämpfte sie erschrocken mit noch mehr Lärm. Das war kein Kreislauf, das war eine einzige Eskalation, die im Sommer letzten Jahres zu einem totalen geistigen und körperlichen Zusammenbruch führte.

Im Krankenhaus kam ich langsam wieder zu mir und wurde so weit wiederhergestellt, daß ich nach vier Wochen die ersten vorsichtigen Schritte in einer nicht therapeutisch kontrollierten Umgebung unternehmen konnte. Die waren nicht einfach für mich, denn mein gesamtes Sensorium war durch die jahrelange massive Mißhandlung keineswegs dauerhaft geschädigt und stumpf, sondern im Gegenteil nach dem plötzlichen Wegfall der Lärmerei auf unerklärliche Weise unglaublich empfindlich geworden. Überempfindlich!

An meinem letzten Tag im Krankenhaus beispielsweise spürte ich mein Bett vibrieren, als zur Mittagszeit der Wagen mit den Tabletts durch den Korridor geschoben wurde, und ich bekam am Nachmittag Kopfschmerzen von dem unausgesetzten Klingeln einer Glühbirne in der Deckenlampe, das außer mir angeblich niemand hörte.

Ich machte mir ernsthaft Sorgen, wie ich in diesem Zustand die kommenden Wochen und Monate überstehen sollte, da kam mein Bruder mit der rettenden Idee auf mich zu: Er lud mich ein, so lange ich wol-

dig nicht aufgehoben werden könne. » Denn wenn gesetzlich bestimmt würde, daß keiner über ein gewisses Maß Ackerland besitzen dürfe, daß für Jeden ein gesetzlicher Census vorhanden sei, wie viel Geld er sein nennen dürfe; wenn durch gewisse Gesetze vorgesehen wäre, daß der Fürst nicht zu mächtig werde und das Volk nicht zu übermütig, daß Ämter nicht durch

le, in seinem Sommerhäuschen in Umbrien zu wohnen. Ich nahm sein freundliches Angebot sofort dankend an. Ein schlechtes Gewissen brauchte ich nicht zu haben. Das Haus stand leer. Mein Bruder hatte noch nicht einmal entschieden, ob er es als Ferienhäuschen vermieten oder selber für ein paar Wochen im Jahr nutzen wollte. Er hatte es im selben Frühjahr von einem achtzigjährigen Arzt erworben, der sich gerade daran machte, seinen Traum in die Tat umzusetzen, nach einem langen Berufsleben als einziger Doktor eines idyllischen mittelitalienischen Dorfes seinen Ruhestand in einer aufregenden Metropole zu verbringen. In der Tat stand es schon lange mehr oder weniger leer, denn der Doktor hatte in den Räumen über seiner Praxis gewohnt und in seinem Häuschen außerhalb des Dorfes nur gelegentlich Gäste einquartiert.

Fünf Minuten nach meiner Ankunft wußte ich, das war genau der richtige Ort für mich. Es gab zwei kleine Zimmer – Bett, Tisch und Stuhl im einen, einen Schrank im anderen, eine kleine Küche, ein kleines Bad, rauhen Stein auf dem Boden, eine Bank vor der Tür, Haus und Bank umrahmt von einer niedrigen Mauer und jenseits der Mauer Olivenbäume. Und überall Stille.

Ich setzte mich auf die Bank, sah der Sonne beim Untergehen zu und legte mich anschließend schlafen. Und ich träumte Musik. Wunderbare Geigenmusik, ganz fern, aber ganz konkret, nichts Schwelgerisches, fast streng.

Ich kann mich nicht erinnern, jemals vorher so ausgeruht erwacht zu sein. Vormittags ging ich zum Einkaufen ins Dorf, den Rest des Tages verbrachte ich auf der Bank und versuchte, mir die Melodie aus meinem Traum in Erinnerung zu rufen. Vergebens.

Aber was ich tagsüber nicht finden konnte, kehrte nachts ganz von allein zurück – ich hörte im Schlaf wieder dieselbe Melodie. Das finden Sie interessant? Nun, interessant wird es jetzt, denn als ich irgendwann in der Nacht aufwachte, hörte ich die Musik noch immer. Ganz leise zwar, aber nicht als eine Erinnerung.

Und sie kam aus dem Zimmer nebenan.

Wie hypnotisiert lag ich da, lauschte, unfähig, mich zu ängstigen, lange einem Spiel, in dem jemandes ganze Seele lag, und irgendwann schlief ich wieder ein.

Als ich das nächste Mal die Augen öffnete, schien die Vormittagssonne freundlich in mein Zimmer und lud mich ein, alle Erinnerungen an die Nacht als Traumgespinste abzutun.

Sonderbar, aber schön sonderbar, dachte ich, und beschloß, den Tag mit einer frischen Dusche zu beginnen. Ich öffnete guter Dinge die Badezimmertür und schloß sie sofort wieder, denn bei meinem Eintreten erscholl aus dem Raum ein spitzer Schreckensschrei – ganz so, als hätte ich durch versäumtes Anklopfen eine Dame im Bade überrascht.

Zu albern, ich war doch allein im Haus! Langsam öffnete ich die Tür ein zweites Mal, und bemerkte erst jetzt das schrille Quietschen der Scharniere. Beim Duschen versuchte ich, mir einzureden, daß es so ähnlich klang wie ein spitzer Schreckensschrei.

Nach dem Duschen ging ich – mit ein wenig Beklommenheit in der Brust – in das »Schrankzimmer« und sah mich etwas um. Nirgendwo ein Radio oder Kassettenrekorder. Dafür fand ich in einer Schublade einen Geigenbogen.

Er sah alt und edel aus und schien mir an einer Stelle mal repariert worden zu sein, aber in diesem Zimmer war es zu schummerig für eine nähere Untersuchung, deswegen wollte ich ihn mit nach draußen ins Helle nehmen. Ich machte damit einen Schritt in Richtung Tür und hatte plötzlich das Gefühl, der Bogen hätte sich irgendwo verfangen oder … jemand würde ihn festhalten.

Ohne mich umzudrehen, riß ich, so heftig ich konnte, den Arm nach vorne, warf Zimmer- und Haustür hinter mir zu und lief hinunter ins Dorf zum Haus des Arztes, und Sie können sich denken, was ich ihn fragte.

Gewiß, antwortete der, habe da mal jemand in der Hütte gewohnt, der Geige spielte – und augenzwinkernd fügte er die Frage hinzu, ob mich etwa der Geigenbogen auf diese scharfsinnige Theorie gebracht habe – eine junge deutsche Medizinstudentin, Sophie, vor ungefähr vierzig Jahren, für sechs Monate. Die habe ein Praktikum in seiner Praxis gemacht und in jeder freien Minute Geige gespielt, auch ein paar Mal auf Hochzeiten in der Gegend. Wunderbar. Kurz vor Ende ihrer Zeit in Italien sei ihr Bogen kaputt gegangen, und sie habe ihn zur Reparatur geschickt. Am Tag ihrer Ab-

Werbung oder käuflich erlangt werden, daß Repräsentationsaufwand in ihnen nicht nötig sei, weil sonst Gelegenheit gegeben werde, durch Trug und Raub Geld zusammenzuschlagen, und damit man nicht genötigt werde, diese Ämter mit Reichen zu besetzen, während sie vielmehr von geistig Begabten verwaltet werden sollen. » Durch solche Gesetze also, sage ich, lassen

reise war er noch immer nicht zurück. Sei nicht weiter schlimm, meinte sie, sie komme bestimmt bald wieder her …

Ich unterbrach ihn mit der nächsten naheliegenden Frage.

Wann sie gestorben ist? Sie ist überhaupt nicht gestorben. Sie lebt in Frankfurt, zusammen mit ihrer Schwester. Mein Sohn hat sie vor ein paar Wochen angerufen und wollte ihr nach all den Jahren mal wieder zum Geburtstag gratulieren. Die beiden waren damals ein bißchen ineinander verliebt, wissen Sie. Nichts Ernstes – kurz nachdem sie wieder in Deutschland war, hat mein Sohn seine jetzige Frau kennengelernt, und Sophie hat sich auch nie wieder bei uns gemeldet und hat uns nie wieder besucht. Wahrscheinlich hat sie ihre Zeit bei uns schneller vergessen, als …, na ja, so schnell wie junge Leute eben vergessen.

Ich ließ meine Fingerkuppen ganz sacht über das Holz des Bogens gleiten. So wird's wohl sein. So wird's wohl sein. Sie sagten, er *wollte* ihr zum Geburtstag gratulieren … – das heißt, er hat nicht mit ihr gesprochen?

Nein, er hat nur mit der Schwester gesprochen. Sophie spricht nicht. Seit Jahrzehnten wohl schon. Mit niemandem.

Mhm. Mhm.

Ja, sie ist …, sie ist …, wie hat sie gleich gesagt …

Ich half ihm: Sie hat gesagt, sie ist nicht ganz bei sich.

Der Doktor runzelte verwundert die Stirn. Genau.

Dachte ich mir. Haben Sie vielen Dank.

Glauben Sie, fragte er mich noch, sie würde sich freuen, wenn wir ihr den Bogen nach Frankfurt schikken?

Nein, antwortete ich im Gehen. Würde sie nicht.

Ich trug den Bogen zurück zum Sommerhaus meines Bruders, legte ihn behutsam wieder an seinen Platz in der Schublade im Schrank, schloß leise die Zimmertür und setzte mich auf die Bank. Ich blieb dort sitzen, den ganzen Tag, die ganze Nacht, und erst als sich über den dunklen Hügeln im Osten der erste rötliche Schimmer ins tiefe Blau mischte – da konnte ich endlich beruhigt zu Bett gehen.

sich, wie sieche Körper in beklagenswertem Gesundheitszustande durch beständige Linderungsmittel hingehalten zu werden pflegen, auch diese Übel abschwächen und mildern, daß sie aber von Grund aus geheilt werden und ein gedeihlicher Zustand der Dinge herbeigeführt werde, dazu ist keine Hoffnung vorhanden, so lange jeder sein Privateigentum für sich hat. Denn

das grauen am morgen.

Von Katharina Hof

Heute früh aber habe ich es getan. Niemals wollte ich so etwas tun. Aber es war wie ein Reflex. Oder eine Tat im Affekt. Heute früh war es einfach soweit.

Eigentlich führe ich ein normales Leben. Ich bin friedliebend und habe Mitleid mit beinahe jeder Menschenseele. Wenn ich durch die Stadt laufe, nehme ich mir vor, den armen Kindern Spielzeug zu schenken und freiwillig in der Armenspeisung zu arbeiten. Daß ich es nie tue, ist dabei wohl nebensächlich. Der Wille zählt. Ich bin wohl ganz nett. Eigentlich – bis heute morgen.

Ich will jetzt auch gar nicht drum herum reden. Das ist nicht nötig. Als ob das irgendetwas besser machen würde, sitze ich hier und erhoffe mir Absolution. Als ob das etwas nützt.

Ja, es ist einfach und schlicht: Ich habe getötet. Jetzt ist es raus. Das Schlimmste ist ja, daß ich nichts bereue. Es war nicht riskant. Es war nicht gefährlich. Niemand war zu Hause außer der Gelegenheit, die nur auf mich gewartet hatte. Oder ich auf sie?

Unbedarft saß mein Opfer da, mit dem Rücken zu mir gewandt. Meine Tat war wohl hinterrücks, vielleicht sogar feige, aber so bin ich nun mal. Zumindest scheint es so zu sein. Man kann sich ja auch selber überraschen.

Trotzdem: Es hat gut getan. Ein Delikt aus Rache, aus niederen Beweggründen. Dafür gibt es Mord, nicht Totschlag. Vielleicht noch Mord im Affekt. Dafür bekommt man nicht gar so lang.

Ich kann mich noch genau erinnern. Nicht wie bei diesen komischen Tätern, die meinen, sie hätten einen Filmriß. Als ich zuschlug, spritzte Blut. Es spritzte an die Wand und an meinen Schrank. Dort hinterließ es einen roten Fleck. Noch mehr Flecken an den Wänden, das ist fatal. Ich sollte tapezieren. Dann wäre ich sie endlich los.

Ist es eigentlich falsch, nichts zu fühlen? Ist es nicht unglaublich abgebrüht? Nein. Man kann ja doch nichts daran ändern. Was geschehen ist, ist geschehen. Und ich meine, sie hätte es verdient. Vielleicht ist es einfach gut. Auge um Auge, Zahn um Zahn. Man bekommt nichts geschenkt. Wer mich ausbluten läßt, muß selber ausbluten.

während du auf der einen Seite Heilung schaffst, verschlimmerst du die Wunden auf vielen andern Seiten, und so entsteht aus der Heilung des einen die Krankheit eines andern, weil dem Einen nicht zugelegt werden kann, ohne daß es einem andern weggenommen wird.« (Thomas Morus: »Utopia«, 1516, Quelle: www.textlog.de)

windmann geht die stürme küssen.

Von Kai Mertig

ich frag' nicht mehr,
wo kam er her, wo ging er hin,
und fragt mich heut' irgendwer,
was ich für'n vogel bin.

die luft ist raus, sagt windmann, und dann steigt er in den wagen und schrammt knapp an den bäumen vorbei, es gelingt ihm wie einem überflieger, wie einem, der die jahre im griff hat, der jede kurve meistert und dafür auch noch preise bekommt. windmann nimmt die überholspur, aber er liegt nachts sechs stunden wach und starrt die decke an, weil er an eine frau denken muß, die er nie mehr wiedersehen wird. windmann fährt ans meer und ich fahre mit ihm, windmann baut sich ein zelt am strand und danach wischt er sich den schweiß von der stirn, windmann, den man aushalten muß auf seiner kleinen weltflucht.

im sommer fliegen die schwalben fort, er lallt es und lacht wie ein bösewicht in einem alten western. er ist kurz angekommen bei sich. zwei halbstarke stehen sich gegenüber und der eine von beiden zieht den colt. windmann fehlt nur ein hut irgendwie. ich kann ihn mir mit rabenschwarzem haar vorstellen und auch mit tiefrotem schottischen bart. *du sollst nicht meinen namen nennen*, er schaut herüber, daß ich es ihn fast sagen höre. windmann läuft mit gebohnertem kopf unter seinem himmel, seine augen sind von altrosa unterlaufen, aber sie bröckeln zwischen den engen lidern. überhaupt hat sein gesamtes gesicht etwas von einer verlassenen landschaft im osten europas: es weist grobe unebenheiten auf wie ein heimatloses feld, in das der frost einzog. mund und stirn sind unbeweglich, als wäre sein besitzer vor langer zeit ausgewandert. ich kann die karpaten erkennen und auch den böhmischen wald. direkt darunter am kinn kerbt sich eine breite narbe. don quijote denke ich, nicht der osten. sie ist so lebensnah und ausgewachsen, daß ich erschrecke. sie paßt gar nicht hierher, sie leuchtet wie eine ampel in der haut, als müsse man vor ihr stehen bleiben, mitten im nichts.

in wahrheit sitzen wir jetzt irgendwo in italien. es ist schrecklich heiß hier und über uns ist himmel, sehr seltsamer blauer himmel, und sehr viel davon. wir essen pizza in einer kleinen hütte am strand und der wind ist so nah, daß uns alles abhanden geht. wenn morgen das finanzsystem zusammenbricht, dann laufe ich von bar zu bar und baue kartenhäuser, bis die krise vorbei ist. ich weiß nicht, was er mir sagen will. cowboysprache. er als einer, der alles in den sand gesetzt hat und mit nassen taschen aufs meer blickt, reißt wieder einen schlechten witz. windmann dieser komische kauz, der jedesmal zaubern kann, wenn es sein muß, und der immer ein bißchen blau ist, wenn er an den falschen stellen lacht. frag nicht, woher er kommt. da ist windmann und dort, und immer macht er ein kleines kunststück. mit einem male sitzt er neben dir und du weißt nicht wie.

ich mache jetzt ein foto von ihm. mit der einen hand zückt er sein telefon, als wolle er einen zaubertrick aufführen, mit der anderen schiebt er sich ein stück pizza in den mund und schmatzt. er versucht, die frau anzurufen, an die er immer denken muß, sie sei schön, hatte er mir auf der fahrt erzählt, so blonde haare und geile beine und dazwischen gar nicht schlecht, mit der könne man was anfangen. der cowboy braucht eine frau. ich trinke einen schluck. ich trinke fanta, weil windmann beck's trinkt und zwei pupillen in den augen hat, die klein und gefährlich aussehen. er wartet, daß am anderen ende jemand den hörer abnimmt, wartet auf die geilen beine und die blonden haare und auf den mund, der so schön italienisch sprechen kann. es klin-

gelt, aber am anderen ende nimmt keiner ab. *du sollst nicht meinen namen nennen*. windmann weiß nicht, wie ihm geschieht, er wird rot, zittert am kinn und weint, springt auf und läßt mich sitzen an einem ort, den wir beide nicht kennen.

ich gehe zum zelt und warte auf ihn, aber keiner kommt, don quijote greift gerade die windmühlen an. don quijote hat viele geschichten: er liegt nachts im bett und starrt die decke an, fliegt mit einem auto über die alpen und hofft dann, daß sich eine frau einfach auf seine schulter setzt. und wenn es schief geht, dann schießt er sie eben auf den mond. die rakete ist abgeschossen. die augen sind klein. *paradiesvögel fängt man nicht ein*, windmann, sowas sieht dir ähnlich. ich wünsche dir ein haus und eine hochzeit und auf der feier danach den härtesten schnaps, den du auftreiben kannst. jedenfalls kein campingzelt, keine leeren blikke aufs meer, keine fanta aus der dose, und erst recht keinen schlechten colt. windmann, mir wird jedesmal schlecht von deinen abenteuern und ich will im süden keine pizza mehr essen. ich will zuhause sitzen in unserem garten und limonade trinken, die kalt ist.

wenn du zurückkommst, fahren wir heim.

..., als die milch ...

2. Jurypreis

Von Kathrin Franke

Kurz nachdem die Postfrau geklingelt hatte, stürzte die Milch um und rann an den Tischbeinen zu Boden. Großmutter ballte ihre rechte Hand, die auf dem Rockschoß ruhte, mit Entschlossenheit zur Faust, so daß die Haut unter ihrem goldenen Ring hervorquoll. Vater nahm, während sie von Mutters letztem Durst sprach, ungeduldig vom Hackfleisch und bestrich damit eine Scheibe Brot. Er begann zu kauen, noch ehe wir saßen. Seine linke Hand lag beim Essen reglos auf dem bunten Wachstischtuch. Unser Haus war das vorletzte im Ort. Hinter dem Gartenzaun begannen die Felder. Dort, wo sich oben auf dem Hügel die Winde kreuzten, stand eine alte Bockwindmühle. In der Nacht, bevor die Milch umfiel, fuhr ein Sturm hinein und stieß sie um. Mein Bruder und ich kletterten am nächsten Morgen über den Mühlstein und die zerbrochenen Holzflügel. Plötzlich gab eines der morschen Bretter nach und Jakob brach ein. Als er den Fuß aus dem Loch zog, blieb sein Schuh darin stecken und er mußte auf einem Bein nach Hause hüpfen. Seine purpurrote Socke sah aus wie die Pfote eines verletzten Fuchses, der sich aus einer Falle befreit hatte. Daheim sagte mein Bruder: Nele ist schuld. Vater gab mir eine Ohrfeige und Großmutter schimpfte: Ihr gehört ins Kinderheim.

Das heiße Seifenwasser im Eimer hatte ich kalt werden lassen. Später hörte ich, wie Großmutter mit dem Scheuerlappen hinter der Tür wischte und schwer atmete. Sie hatte lange nach mir gerufen.

Nun mied sie mein Zimmer und schluckte ihre Bitterkeit herunter. Ich stülpte mir ein Kissen über den Kopf, hielt die Luft an und wartete, bis sie fertig war. Als ich sah, wie sie den Eimer im Hof ausleerte, begann ich wieder zu atmen. Das Blut pulsierte in meinen Schläfen. Ich kauerte mich auf den Boden und versuchte, mich auf das Muster des Teppichs zu konzentrieren, bis alle Geräusche von draußen verebbten. Als die matte Sonne hinter dem gegenüberliegenden Hausdach verschwand, fror ich.

Nach dem Mittagessen lasen wir das letzte Fallobst auf. Es roch vergoren im feuchten Gras. Vater rief mehrmals den Namen meines Bruders, dessen Fenster zum Obstgarten hin lag. Obwohl Jakob kurze Zeit später unter den Bäumen auftauchte, verstummte Vater nicht. Es schien, als schleuderte er seinen Zorn jemandem am Horizont entgegen, der ihn unentwegt beleidigte. Meine Augen tränten vom kalten Wind und ich konnte in der Ferne niemanden erkennen. Ein Apfel fiel herunter und traf mich mit einem dumpfen Schlag am Rücken. Ich fingerte ohne aufzusehen weiter im Gras. Meine Hände wurden klamm. Später, als ich warmes Wasser darüber laufen ließ, tobten Nadeln über sie hinweg.

Auf dem Weg ins Haus faßte Vater mit Daumen und Zeigefinger das einzelne lange Haar, das mir auf der rechten Wange wuchs, und versuchte, es mit einem Ruck auszureißen. Ich hatte vergessen, es mit der Hand vor ihm zu verbergen. Es ist hartnäckig, sagte er. Später, als ich vor dem kleinen Spiegel im Badezimmer stand und es mit einer Pinzette ausrupfte, spürte ich noch immer seine rauen Finger auf meinem Gesicht. Die spätherbstliche Kälte hatte sie aufplatzen lassen und unter den Nägeln lagen schmale, schwarze Halbmonde.

Die Briefträgerin kam leise wie der erste Schnee. Da sie als einzige im Ort ein Telefon hatte, war sie immer die erste, die von Todesfällen erfuhr. Als sie sich aufmachte, uns heimzusuchen, ging ein Raunen durchs Dorf. Verstohlene Gesichter unter Kopftüchern wandten sich den Höfen zu und fahrige Hände wühlten in Schubfächern nach vergilbten Beileidskarten. Als es klingelte, hörte bei uns das Kauen und Schlucken auf. Vater sprang auf und stieß an den Tisch. Dabei fiel die Milch um. Kurz bevor die weiße Lache die Tischkante erreichte, sperrte mein Bruder den Rachen auf und sog sie schlürfend ein. Ein Teil rann an seinen Mundwinkeln vorbei und tropfte auf den Boden.

Nachdem Vater die Postfrau mit einem stummen Nicken verabschiedet hatte, sagte er: Jetzt verfallen wir. Von Mutter, die nun unter einem weißen Tuch in einem kühlen Raum lag, schwieg er. Ich malte mir aus, wie die Mülleimer überquellen und das schmutzige Geschirr sich in die Höhe türmen würde. Großmutter stöhnte, während sie mit der Hand ihren Mund bedeckt hielt. Ich warf mich auf den Boden und wälzte mich greinend herum. Vater fand mein Verhalten kindisch. Als ich aufstand, war mein Haar ganz mit Brotkrumen und Milch verklebt.

Später versuchte ich mich zu erinnern, ob es ein Zeichen gegeben hatte. Einen Wink, noch bevor es klingelte, Vater an den Tisch stieß und die Milch umfiel. Doch ich hatte kein Stechen in der Brust und keine nahende Ohnmacht gespürt. Nur den ziependen

Schmerz, als Vater mir das peinliche Haar auszureißen versucht hatte. Das war am späten Nachmittag gewesen.

Die Tasse, auf die Mutter im Krankenhaus mit den Augen gedeutet hatte, erwähnte Großmutter erst, nachdem sich am nächsten Morgen unsere Blicke wieder an einander gewöhnt hatten. Mutter sei bereits sehr schwach gewesen und hätte großen Durst verspürt, sagte sie. In der Kammer, in die man sie geschoben hatte, gab es keine Fenster. Daß es dort dunkel war, wenn man die Tür schloß, verbaten wir uns zu denken. Vater sprach stattdessen von den Tieren: Wenn ein Löwe ein junges Zebra reißt, dann steht das Muttertier nur kurze Zeit unter Schock. Bereits nach wenigen Minuten hat es den Tod vergessen und grast wieder. Die Tiere sind klüger als die Menschen, erklärte uns Vater. Sie trauern nicht, sondern leben einfach weiter.

Mutters Fingerkuppen waren von feinen, bräunlichen Hautritzen durchzogen, die das Messer beim Obstschälen und Gemüseputzen eingraviert hatte. Manchmal schabte sie mit einem Teelöffel das Fruchtfleisch aus den Kammern einer halbierten Pampelmuse und steckte es meinem Bruder und mir abwechselnd in die aufgesperrten Münder. Das Metall schlug leicht an unsere Zähne, während Mutter leise seufzte, weil die Säure der Frucht die frischen Wunden an ihren Händen ätzte. Neben der kleinen, tiefblauen Mundwasserflasche im Badschrank stand immer eine Blechdose mit Glycerin-Handcreme. Mit dem rechten Zeigefinger rührte Mutter jeden Abend einen Stamm Kefirpilze durch ein Plastiksieb und fing die dickliche Flüssigkeit mit einem Metalltopf auf. Dann spülte sie die weißlichen Knöllchen mit kaltem Wasser ab, schüttete sie zurück ins Glas und goß frische Milch darauf. Als wir die Pilze ins Klo kippten, sagte Großmutter, sie hätten Mutters Organe zerfressen.

Sie sieht besser aus als beim letzten Mal und das ist tröstlich, flüsterte Vater. Mutter lag im Sarg hinter einer Glasscheibe und wurde von lilafarbenem Neonlicht angeleuchtet. Großmutter hatte den Bestatter angewiesen, man solle die weiße Spitzendecke im Sarg mit Usambaraveilchen schmücken. Ich versuchte, unter den Blüten Mutters Hände zu erkennen. Sie waren gefaltet. Jemand beschwerte sich über die gläserne Trennwand, die eine Distanz zwischen der Toten und den Hinterbliebenen erzeugte. Der Bestatter entschuldigte sich höflich und meinte, er müsse die Hygienevorschriften einhalten. Ich war insgeheim froh über die Scheibe, weil ich mich vor dem toten Körper fürchtete. Nach einer halben Stunde raunte der Pfarrer: Bitte nehmen Sie jetzt Abschied. Ich wußte nicht, wie man von einer Toten geht und schloß die Augen. Jakob stieß mich in die Seite und zischte, ich solle nicht so heilig tun. Als wir aus der Leichenhalle traten, schneite es. Wir stapften eine Weile ziellos auf dem Friedhof umher. Dann fuhren wir nach Hause.

Als Mutters Sachen begannen, muffig zu riechen, eröffnete Vater den Kampf gegen Schimmel und Milben. Er versuchte, unseren Verfall aufzuhalten, indem er ihre Kleider aus den Schränken nahm und in blaue Mülltüten stopfte. Ich machte mich der Fledderei schuldig, weil ich die Säcke heimlich öffnete und einige Sachen anprobierte. Sie hingen schlaff an mir herunter. Dann legte ich mir die opulenten Perlen- und Holzketten um, mit denen Mutter die halbmondförmige Narbe an ihrem Hals verdeckt hatte.

Ich fand Fotografien, auf denen Mutter jung und rebellisch aussah. Auf einem Bild stützte sie sich zupackend auf den Stiel eines Spatens. Sie trug ein T-Shirt, auf dem ein halb geöffneter, breiter Mund prangte. An ihrem herausfordernden Blick erkannte ich, daß Vater sie fotografiert hatte. Zu ihrem Polterabend hatten die Leute aus dem Dorf altes Geschirr, Kloschüsseln und Waschbecken auf das Pflaster im Hof geworfen. Ein Foto zeigte, wie Mutter vor umherspritzenden Scherbensplittern zurückwich. Das war schon die Zeit, als ihre Lippen schmaler wurden und ihr Blick nach innen ging. Sie begann, ihre Gesichtshaut mit fetthaltiger Lotion zu tränken. Unter den fast transparenten Wangen schimmerten haarfeine Äderchen. Einige davon waren geplatzt und bildeten blaue Verwirbelungen auf der Haut.

Tante Martha bemerkte anerkennend, Mutter hätte bis zum Schluß auf sich geachtet. Ihre korrekt gezupften Augenbrauen im Krankenhaus belegten das. Von den Augen selbst schwieg sie. Ihre Ungestilltheit lag im schmalen Bereich zwischen den dunklen Augenringen und den Pupillen verborgen. Manchmal schienen ihre Augäpfel hinter einem feuchten Schleier davonzuschwimmen.

Auf einem späteren Foto blickte Mutter verschämt und mit einem müden Lächeln zu Boden. Vater knipste

sie beim Kartoffelschälen mit Kittelschürze und einer roten Plastikschüssel auf dem Schoß.

Bevor sie auf Bildern den Kopf zu senken begann, schrieb sie ihm Briefe, wenn er fort war. Darin berichtete sie, daß die Schrankwand fürs Wohnzimmer eingetroffen war. Die Farbe hatte sie nach eigenem Ermessen ausgewählt, sie würde ihm aber sicher gefallen. Sie informierte darüber, daß Jakob der dritte Zahn wuchs und Großvater 100 junge Hühner gekauft hatte. Sie selbst hätte begonnen, die Gurken sauer einzulegen. Auch die Johannisbeeren wären bald fällig. Manchmal, so schrieb Mutter, fühlte sie eine große Müdigkeit, obwohl es keinen Grund zur Klage gäbe, denn da waren zwei gesunde Kinder, ein großes Haus und ein prächtiger Garten.

Neun Monate später, als die Milch längst verschüttet war, drehte Großmutter sich verächtlich um und reiste ohne Gruß ab. Vater hatte uns mitgeteilt, daß er eine Freundin gefunden hätte, die uns eine gute Mutter sein wollte. Ich schaute Großmutter so lange durch die beschlagenen Fensterschreiben nach, bis Vaters Stiefel geräuschvoll auf dem unteren Treppenabsatz schabten. Nachdem er gegen das Geländer getreten hatte, um die Erdklumpen von seinen Sohlen zu lösen, schob er den Dreck ins Rosenbeet neben der Tür. Dünger, wie er sagte.

Dann wischte Bärbel die Spuren von der Treppe. Da sie sich vor Bakterien und Mikroben fürchtete, trug sie gelbe Gummihandschuhe. Es gelang mir nicht, in ihren Händen zu lesen.

vor dem fenster.

3. Jurypreis

Von Stefan Petermann

Sie trägt ihre Seele voll mit Wackersteinen und dennoch scheint jeder Windhauch sie fällen zu können. Zitronengelb wie das Innere eines frisch gebackenen Aschkuchens glänzt ihr kurzgeschnittenes Haar. Ihre Augen sind Salzseen, auf deren Oberfläche blaue Lichtpunkte treiben, darunter Trauerflorschatten, eingekerbt jede schlechte Minute ihres Lebens. Zu ihren Füßen Pappteller voller Farben, auf ihren Wangen liegt das gesamte Apfelrot dieses großen Vierzigmillioneneinwohnerlandes. Manchmal verliert sie die Zeit und starrt hinaus ins Nichts, bevor ihre Finger den Pinsel zurück an die Leinwand führen. In gekrümmter Haltung hockt ihr schmächtiger Körper auf einem dürren Klappholzstuhl, zehn Zentimeter könnte sie sich der Sonne entgegenrecken, wenn sie wollte. Doch sie bleibt im sicheren Halbdunkel der Häuser, an ihr vorbei zieht ein Stakkato eiliger Schritte, Touristengeklapper, Einheimische, Pferdehufe auf Pflasterstein und zu schwer beladene Kleinwagen. Zwischen 12.41 und 13.07 verliebt sich Paul in sie, vielleicht in Ermangelung anderer Optionen, vielleicht weil ihm langweilig ist, möglicherweise aus wahrhaft empfundenem Verlangen. Der Effekt bleibt gleich, den Kopf auf die Arme, die Arme auf das Fensterbrett gelegt, folgt sein Blick jeder ihrer Bewegungen, so wie Entenküken auf ihre Mutter geprägt sind, unterbrochen nur von Pauls hektischem Flüchten ins Badezimmer.

Er hätte es ahnen können, an diesem ersten Tag in Krakow, als er spät abends beschloß, hungrig zu werden, und in dieses zwei Quadratmeter kleine Fleischstübchen einkehrte, wo zweifelhafter Geruch siedenden Fettes durch die Kehle hindurch seine Magenwände blutig kratzte. Hauptsächlich Darm, gemischt mit Leber und Hirn, ertränkt in einer dickflüssigen Knoblauchsoße, aß er mit der Leidenschaft eines Boxers, der schon in der ersten Runde in die Seile taumelt. Nachdem das Fleisch zementschwer in seinen Bauch plumpste, wischte sich Paul befriedigt die Innereienreste von den Mundwinkeln. Am nächsten Morgen zuerst schelmisches Necken von Tobias und Sandra, als er eine Stunde wimmernd im Badezimmer verbringt, später rhythmisches Fäustestoßen gegen die Tür. Paul kann auch nicht mehr machen als sitzen zu bleiben und zu hoffen, daß die Zeit ihm gnädig ist. Ist sie aber nicht, und so bleibt er zurück, während Tobias und Sandra die zentrumsnah gelegene Ferienwohnung verlassen, um die Stadt zu erkunden. Tobias, Augenbrauen dicht und stoppelig wie ein abgeerntetes Weizenfeld und gesegnet mit der Gabe, in entscheidenden Momenten ein Arschloch zu sein. Trotzdem Pauls Freund. So lange schon, daß jedes Wort zwischen ihnen längst gesprochen ist. Sandra hingegen, seine gertenschlanke, augenbrauenlose amerikanische Freundin, die stets wiederholt, was Tobias sagt. Ansonsten rollt sie mit den Augen, wenn alle hinsehen. Fühlt sie sich unbeobachtet, spitzt sie die Lippen. Während Gesprächen gähnt sie lautlos und greift nach Illustrierten, um demonstrativ darin zu blättern. Eine Frau, so anziehend wie die Theke eines Fast-Food-Restaurants nach Ladenschluß. Eine weitere triumphale Niederlage im Leben von Tobias, findet Paul, behält seine Überlegung aber für sich. Tobias ist niemand, der gut mit Kritik umgehen kann. Soviel hat Paul in den letzten zwanzig Jahren gelernt.

Pauls Stöhnen hallt von den Kacheln des Badezimmers wider. Sein Körper signalisiert ihm Anarchie und daß er jetzt macht, was er machen will. Paul kann sich sieben Mal am Tag die Zähne putzen; in seinem Inneren ist dennoch ein übellauniger Geysir, aus dem permanent Fäulnis blubbert. Tobias und Sandra haben ihm Tabletten mitgebracht. Und verzichtbare Ratschläge. Dabei weiß Paul genau, was diese Situation für ihn bedeutet. Hausarrest für etliche Tage, gefangen in einem Fünfzig-Meter-Radius, dessen Zentrum eine Toilette ist. Tobias und Sandra haben den Kühlschrank mit einheimischen Großmarktspezialitäten vollgepackt. Das ist nett von ihnen, denkt Paul, aber auch wieder nicht, denn alles, was er in seinem Zustand halten kann, ist Tee aus gechlortem Wasser und Zwiebackkrümel. Maximal. Ansonsten ist er bei vollem Bewußtsein, das heißt, er kann der trostlosen Lage seine gesamte Aufmerksamkeit schenken. Im Fernsehen laufen polnische Diskussionsrunden und Paul ist nicht der Typ, der es mit Geschriebenem hat. So schiebt er einen Stuhl ans Fenster, legt eine Decke aufs Fensterbrett und nimmt Platz. Und da hat er zum ersten Mal Glück: Denn draußen auf einem Holzklappstuhl sitzt das Wackersteinmädchen, eine Blume, wie alle Frauen dieser Stadt. Sie sitzt nicht einfach nur da. Sie zeichnet. Hält einen dünnen Pinsel zwischen den Fingern, tunkt den Pinsel

in die Farben auf den Papptellern, vergleicht die Leinwand mit dem Bild vor ihren Augen, bewegt den Pinsel zur Leinwand, trägt Farbe auf. Paul denkt: Wenn sie nur eine Erinnerung festhalten wollte, würde ein Digitalfoto genügen. Warum zeichnet sie dann? Er wird genügend Zeit haben, dies herauszufinden.

Noch am zweiten Tag gibt er ihr einen Namen. *Stasja*. Beim Sprechen schlägt seine Zungenspitze gegen die Zähne, eine Gischt aus S-Lauten entweicht seinem Mund und das Zischen wird zu einem Namen, ihrem Namen. *Stasja*. Wie wunderbar, denkt er, wie wunderbar das alles ist. Fliegen flattern ins Zimmer. Sie schweben langsam, so daß Paul ihre Flügel im Flug festhalten kann. Ungeduldig sirren sie dann und warten ab, ob Paul sie wieder in die Luft wirft.

Am Abend kehren Tobias und Sandra zurück. Paul fühlt sich unangenehm bedrängt, so als wenn Fremde Raum einnehmen, den er längst für sich besetzt hat. Sie werfen Plastiktüten auf das Bett. Federn quietschen. Tobias und Sandra schwärmen von der Stadt; wie ursprünglich, wie wild, wie aufregend. Ihre Gefühlszustände wechseln. Aufgedreht nach einer Bootstour auf der Weichsel, erschlagen von Eindrücken auf dem Wawel, bedrückt von Auschwitz. Sie haken all die Befindlichkeiten ab, die ihnen der illustrierte Reiseführer vorschlägt. Paul würde auch gern pauschal fühlen, doch sein Käfighuhnherz schlägt allein für Stasja. Selbstverständlich verschweigt er ihre Existenz, scherzt stattdessen über das Badezimmer und das polnische Fernsehen. Wenn sich die Straßenlaternen entzünden, brechen Tobias und Sandra erneut auf, in eines dieser niedlichen kleinen Cafés, aus denen dieses Viertel ausschließlich besteht.

»Erstaunlich«, sagt Tobias.

»Amazing«, wiederholt Sandra.

Bald bemerkt Paul Details. Zum Beispiel: Die Farben auf dem Pappteller sind eine Ansammlung unterschiedlicher Gelbtöne. Stasja mischt gelb mit gelb und schafft daraus neues Gelb. Offensichtlich verwendet sie einen Großteil ihrer Zeit darauf. Paul wird fast wahnsinnig. Nichts kann er erkennen. Die Leinwand frontal zu seinem Fenster, er sieht nur die Rückseite, unbemalt ist die und ohne Grazie. Was kann so bedeutsam sein, daß man es über Tage hinweg anstarrt und versucht, auf Papier zu bringen? Einen verrückten Augenblick lang glaubt Paul, es ginge hierbei um ihn. Sofort überkommt ihn das Bedürfnis, die Tapete von der Wand zu reißen und die Wand vom Haus, bis kein Haus mehr da ist. Dann bliebe nichts. Dann könnte jeder sehen, wie er auf dem Stuhl sitzt, die Beine ins Leere baumeln läßt, und wer weiß, mit etwas Glück würde ihn keiner sehen, nur Stasja und sie würde ihn zeichnen. In diesem Moment hebt sie den Kopf und blickt Paul an. Er erkennt, daß sie bemerkt, wie er sie beobachtet. Paul erschrickt. Er ist niemand, der souverän mit unbekannten Situationen umgehen kann, er hält sich bedeckt, gern in Ecken auf, genaugenommen füllt seine aktuelle Rolle exakt die Leerstellen seines Lebens aus. Mit einer beiläufigen Geste hebt Paul den Arm, deutet ein Winken an, streicht sich jedoch Schweiß von der Stirn, der nicht vorhanden ist, um schließlich die Augen zu senken und damit seine Niederlage einzugestehen. Er ist unfähig, mit ihr zu kommunizieren, und das fühlt sich an, wie eine nach links gedrehte Unterhose zu tragen, er schämt sich, der Schweiß auf der Stirn wird wirklich und sein Körper schrumpelt zusammen. Geschlagen tritt er vom Fenster zurück. Das Badezimmer, dieser verhaßte, vertraute Ort, wird zu seiner letzten Trutzburg.

Nächster Tag. Die Stadt lungert im Schatten und wartet ab, bis etwas passiert. Die Mittagssonne verwandelt den Asphalt in trügerischen Treibsand. Turnschuhe bleiben stecken, Pferdeschweiß verdunstet zischend. Zehn fette Minuten lang fürchtet Paul, Stasja würde heute nicht kommen. Seine größten Ängste:

Es könnte regnen.

Sie beendet ihr Bild.

Sie zerreißt ihr Bild.

Jemand kommt und küßt sie auf die Lippen.

Die Konsequenz seiner Furcht ist: diese sinnlose, ehrliche Liebe wäre vergebens. Ihn tröstet der Gedanke, daß es ein Paralleluniversum geben muß, in dem er ein Held ist und aus dem Fenster hinaus auf die Straße springt, ohne ein Zeichen erkennbarer Ermüdung vor ihren Füßen landet, den Staub von seinem Umhang klopft, ihr eine weiße Orchidee reicht und sie dann, leidenschaftlich küssend, fest in den Arm nimmt, während sein Blick endlich auf das Bild fallen

kann. Jedes Blinzeln ein Schnitt in seinem Film. Ihre Haut müßte sich kühl, aber nicht kalt anfühlen. Gleich darauf ergießt sich ein gigantisches Wattebad über die Stadt, flutet die Gassen und Hauptstraßen, nimmt sie mit, treibt sie beide fort, Watteflöckchen in den Ohrmuscheln, ein zuckriges Kitzeln in der Nase, bis sie nach vielen Meilen an Land gespült werden, um dort ein unbeschwertes Leben zu zweit zu beginnen. Eine schwarze Fliege zerschellt auf seinem gelben Shirt. Paul erwacht. Schnell vergewissert er sich der Anwesenheit Stasjas. Sie ist noch da. Erleichtert sucht er das Bad auf. Das Gehirn schaltet sich aus, der Magen übernimmt die Kontrolle.

Die Stadt atmet Chlor aus, aus Wasserhähnen und Badewannenabflüssen und Regenrinnen atmet sie. Der Ventilator verteilt den Geruch leise summend. Weiterhin könnte Paul soviel mehr entdecken; im Hotel gegenüber, erster Stock, wohnt ein Musiker. Ein Beispiel von vielen, doch Paul sieht nur Stasja, fixiert sie, blendet aus, was um sie ist, wird alles farbenloses Weiß für ihn und überstrahlt Krakow. Paul geht es wieder gut. Die Zeit des Leidens ist vorbei. Sein Magen zurück in der Gegenwart. Davor hat er sich gefürchtet. Was soll er denn jetzt machen? Er kann ja schlecht hinab auf die Straße gehen und Stasja ansprechen. Nach allem, was passiert ist, wäre das reichlich trivial. Was sollte er schon sagen? Soll er wie zufällig an ihrem Bild vorbeiflanieren und ein zuckersüßes *amazing* hauchen? In einem verborgenen Winkel seines Kopfes hofft er, daß Tobias oder Sandra von seiner Leidenschaft ahnen und Stasja ins Appartement eingeladen haben, als Gefallen, ihr Mitbringsel für ihn, daß sie am Tisch sitzen wird, mit den Fingerspitzen Zwiebackkrümel von der Tischdecke stippt, während ihre Füße leise gegen das Parkett klopfen, so ungeduldig darauf wartend, daß Paul einen Blick auf die Leinwand wirft, gelb und voller Geschichten, doch Paul hat nur Augen für sie, was sie längst ahnt, was sie längst herbeisehnt … Paul unterbricht seinen Gedanken und rügt sich für diese weitere vergebene Phantasie. Er muß endlich mal raus, sich endlich mal was Neues ausdenken.

Mitten im Pinselstrich setzt Stasja ab. Jeder Farbtupfer mehr würde das Bild verändern, vermutlich verschlechtern, es wäre nicht mehr ihr Bild. Ihre Hand senkt sich und sie kneift die Augen zusammen, um Details zu betrachten, reißt die Augen auf, um die Leinwand im Ganzen zu erfassen. Eine senffarbene Kopie der letzten Tage, klare Strukturen, nur der Mann am Fenster ein Rätsel, ein Mann, fast noch ein Junge. Sie hat ihn Paul genannt. Seitdem sie malt, hockt er am Fenster im zweiten Stock im Haus gegenüber, den Kopf auf die verschränkten Arme gelegt, müde in Schlappohren gewickelt. Nur manchmal läuft er weg, verschwindet für kurze, für längere Zeit. Paul beobachtet sie, soviel ist klar, und er glaubt, er könne dies vor ihr verbergen. Als sie ihn anblickt, direkt in sein Käfighuhnherz, senkt er den Kopf, bis auf die Straße spürt sie den Schweiß, der auf seine Stirn tritt. Deshalb mag sie ihn ein wenig, auch weil er so einsam und verloren und trübsinnig scheint. Am Morgen verläßt für gewöhnlich ein Pärchen das Haus und kehrt erst abends zurück. Stasja denkt, sie müssen seine Freunde sein, sie erzählen ihm von ihrem Tag, sie erzählen ihm von der Stadt, von der Paul nicht mehr sieht als diese Gasse, nicht mehr sieht als die Rückseite ihrer Zeichnung. Auf ihrem Bild ist Paul nur ein kleiner schwarzer Fleck, wie eine Fliege, die gegen die Leinwand geprallt und im Gelb versunken ist. Sie stellt sich vor, er wäre mehr als das und kommt dann aber zum Schluß, daß dem nicht so ist.

heringe.

Publikumspreis

Von Clara Ehrenwerth

Wir haben eine Party. Wir stehen im Garten zwischen Bier und Fetzen, so weit weg vom Bett, wir hätten ein Zelt mitnehmen sollen. Neben uns die Villa, hinter uns die nachtverschluckten Felder, kein Wind, so daß die Ähren sich nicht wiegen, so daß wir keine Geräusche haben, die uns über die Schläfen streichen würden, während wir uns mit hinuntergeschobenen Hosen hinter die Bäume hocken oder stellen, das turbogehauchte *Backstreet's Back* der Backstreet Boys, das *Spice Up Your Life* der Spice Girls vom Dancefloor in dumpfer Ferne. Hier regiert DJ Dosenwurst, dem Namen nach wohl Zyniker. Schon ballen sich auf der Tanzfläche die ersten Fäuste, aber, wir vergaßen: Das heißt ja nicht mehr Protest, sondern Begeisterung. *Everybody, yeah, rock your body, yeah*. Die Menge, bestehend aus zukünftigen Fristangestellten und Freiberuflern, tobt, tobt sich aus, *so eine geile Scheiße!*, brüllt die Menge an Stellen, wo sie den Text nicht mittrampeln kann, oder: *Das ist echt so scheiße geil!*, und an anderer Stelle der Klassiker: *Das ist so scheiße, daß es schon wieder geil ist!*, eine Kulturbeschreibung, die wir, wenn wir mal ehrlich sind, nie verstanden haben. Ist *scheiße* der Schlangenkopf, der sich selbst in die eigene *geile* Schwanzspitze beißt? Gibt es ein Grenzgebiet, in dem sich scheiße und geil überschneiden? Gibt es ein Grenzgebiet, in dem sich Gott und Teufel, Käse und Wurst, Feuer und Wasser überschneiden? Wenn man schwarzweiß sagt, meint man ja auch nicht grau.

Coppa, Caba und ich: Das sind wir an diesem Abend. Wir sind immer einer Meinung, was daran liegen könnte, daß wir an diesem Abend kaum etwas sagen, unsere Blicke, wenn wir uns nicht gerade mit blitzenden Augen zuprosten, in die gleiche Richtung setzen, auf das Feld, einen Baum, die Tanzfläche, nicht zugehörig und verschworen lächeln, eine Hand in die Hosentasche stecken. Wir hätten ein Zelt mitnehmen sollen.

Die Mädchen trinken Bier aus untersetzten Flaschen, die Jungs Cocktails aus Plastikbechern mit ironischen Schirmchen, es ist nicht schwer, hier fix einsam zu werden in der vorgeblichen Selbstvergessenheit, wir wissen das: Man geht auf die Toilette und hat keinen Freund mehr, wenn man zurückkommt, nur noch einen Pulk und eine Position darin, von der aus man eine aktuelle Kostbarkeit observiert, sagen wir: ein Mann in einem weißen Hemd, man selbst hat auch ein weißes Hemd an, das paßt doch fantastisch und ist als Konversationseinstieg wundervoll geeignet, *Hey, du magst wohl auch weiße Hemden so gern?*, aber dahin muß man erstmal kommen, dahin muß man sich erstmal trauen, muß sich über die Füße fallen oder einander vorgestellt werden, von Pulkangehörigen, die es gut mit einem meinen oder nicht wissen, was sie tun. Und dafür haben wir uns.

Ey, kennst Du den schon?, sagt jemand im Nachbarpulk, meint wohl einen Witz oder eine Person, auch egal, denken wir uns, die meisten Personen sind ja eh nichts als Witze, und drehen die Augen angewidert und hilfesuchend in ein Baumgeäst, hinter dem sich ein Sternenhimmel wegen der nahegelegenen Dorffestbeleuchtung schwer tut. *Rambazamba Kuschelzeit*, sagt DJ Dosenwurst durchs Mikrofon, auf der Tanzfläche stupsen zwei Nasen aneinander und zwei Hände legen sich auf die Beckenknochen eines dünnen Mädchens wie auf Haltewunschtasten.

Caba hat Seifenblasen von irgendwelchen besten Freundinnen erflirtet, die Hand in Hand und Kleid an Kleid durch das hüfthohe Getreide springen. Caba fängt sie einige Meter hinter dem Feldrand ab, spricht ihnen sanft einen Witz vor und wartet, bis sie alle Sternenhimmelseufzer ausgesprochen haben. Dann öffnet er seine Arme weit zur Weltumarmungsgeste (wir kennen sie von Diktatoren und Dirigenten), legt die linke Hand auf die eine Mädchenwange und die rechte Hand auf die andere, und weil es zwei verschiedene Häute sind, die er berührt, ist es ohne Sex, ist es nur ein ganz besonderer Moment, der Aufnahme in ein Tagebuch finden würde, wenn hier noch jemand Tagebuch schriebe: So kommt er wohl nur in ein Drehbuch oder einen Werbespot. Daß es ganz ohne Sex war, rechnen die besten Freundinnen Caba hoch an, sie halten ihn von nun an für intelligent und lieb und schenken ihm ihre Seifenblasen. Gut möglich, daß sie beide mit ihm schlafen wollen. Caba aber kommt zu uns zurück, zu Coppa und mir, schaut auf unsere aneinander gelehnten Schultern, auf unsere auseinander gesetzten Hände, die sich der Wölbung des Brunnenrandes anpassen. Das Seifenblaswerkzeug ist kein gewöhnliches, sondern eine gelbe Pfeife. Wir sind besondere Mädchen, wollen die besten Freundinnen damit sagen. Wir tragen Kleider und Pfeifen. Schlaft mit uns.

Caba setzt sich zu uns, reicht Coppa die Pfeife, der zieht an ihr, die unaufhaltsame Verdummung durch Gewohnheit, springt angewidert auf und hin und her, weiß nicht, wie er den Seifenfilm, der sich auf seine Mundschleimhäute gelegt hat, loswerden soll, rennt unter großem, unartikuliertem Gewedel von Flasche zu Flasche und Mädchen zu Mädchen, um den Ekel in seinem Mund loszuwerden, Wodka, Bier, Grüner Tee mit irgendeinem Schuß, schließlich, verzweifelter, Bionade, Red Bull, bis ihm schließlich ein Mädchen eine Tüte saurer Würmer hinhält, die Coppa bald beidhändig in sich hinein schiebt, es scheint zu saugen, das Mädchen sagt immer wieder *Scheiße, du Armer, scheiße*. Coppa probiert ein zartes Lächeln, muß sich dann aber doch in die Gänseblümchen übergeben, die in der Dunkelheit verschwunden sind. Das Mädchen legt ihm seine lange Hand auf die gebogene Wirbelsäule. Auf dem Rand des Brunnens sitzt Caba neben mir, sein Arm führt diagonal hinter meinem Rücken vorbei. In die rechte Hand hat er sein Kinn gestützt; er lächelt verklärt, als sähe er die Szene gerade in zwanzig Jahren auf Retro-Super-8.

Auf einem Sperrholztisch vor der Villa schenkt eine Frau mit Schürze Buchstabensuppe aus. Man kann ihr dafür einen Euro oder ein selbstgeschriebenes Gedicht geben. Alle geben sich rührend Mühe beim spontanen Dichten, Kreativität ist hier nicht nur eine Schlüsselqualifikation, sondern häufig die einzige. Irgendwann hat auch das letzte Samtjackett begriffen, daß die Suppenfrau einen Kunstbegriff mit sich herumführt, der in seiner Grenzenlosigkeit dem Universum in nichts nachsteht. Vor mir in der Schlange hält jemand ein abgelöstes Bieretikett in der Hand, auf dessen Rückseite in achtsamer Handschrift etwas mit *Glas* und *Nacht* und *Scherben* steht, und prompt füllt die Kelle einen Teller mit Gratissuppe, landet das Gedicht in der Bauchtasche der Schürze einer Frau, denkt ein angehender Werbegrafiker, er könne auch Gedichte schreiben. Auf meinem Zettel steht *Nun aber bleiben Alpha, Beta, Gamma, diese drei; am größten jedoch unter ihnen ist das Delta*, und die Frau nickt ganz kunstsinnig, als sie das liest, und sagt *Cool, ist so 'ne Art Aphorismus!*

Die Suppe ist verkocht, das muß man bei einer Tütensuppe erst mal schaffen, die Buchstabennudeln sind alle zerfallen, also lege ich mir meinen Namen mit lauter kleinen Strichen und Pünktchen auf die Stelle der Hand, auf die man beim Tequilatrinken das Salz streut, während ich einen Blick auf die Tanzfläche im Inneren der Villa werfe. Coppa und Caba stehen weiter hinten in der Suppenschlange, sie finden die Suppenfrau faszinierend und haben Oden für sie gedichtet, das dauert etwas länger. DJ Dosenwurst spielt jetzt nur noch Michael Jackson. Ein kleiner Mann mit riesigen Geheimratsecken führt eine Moonwalk-Polonaise an, die den ganzen Raum ergriffen hat. Coppa und Caba kommen, ich lecke mir den Nudelnamen von der Hand, Coppa und Caba schreien gegen *Beat it : Oh man, die Frau hat gar nicht gemerkt, daß die Oden sie beschrieben haben, obwohl wir sie* An eine, die Buchstabensuppe ausschenkt I *und* An eine, die Buchstabensuppe ausschenkt II *genannt haben*, ich bilde mit meiner linken Hand einen Scheibenwischer vor meiner Stirn, und dann stehen wir schweigend nebeneinander und löffeln unsere unter dem Baß erzitternden Suppen.

Als wir auf der Wiese sitzen, weil dort ein kurzhaariger Hippie mit seinen trommelnden und jauchzenden Freunden eine Feuerspuckshow aufgeführt hat, liegt Cabas Kopf mir auf dem Oberschenkel. Ich beschreibe Cabas Lippen, ich erkläre Cabas Nase, ich sage: *Deine Ohrläppchen, Caba! Das sind doch junge Weidenkätzchen!* Und Caba pfeift mir ganz ergriffen eine Seifenblase ins Auge, die ich an einem Wimpernschlag zerplatzen lasse. Coppa kommt mit drei Getränken geschlendert, nimmt seinen Platz auf Cabas Bein ein, und als dann noch mein Kopf auf Coppa zur Ruhe kommt, liegen wir verkettet und vertaut, als symbolhaftes Dreieck, das wir gar nicht sind, wir versuchen noch ein anderes schönes Bild: Ich neben Coppa neben Caba neben mir, unsere oberen Schädelseitenkanten berühren sich, aus Vogelperspektive ein Windrad, und irgendwann dazwischen geht die Sonne auf.

Wir haben Glück, daß wir nach Hause kommen. *Wir hätten ein Zelt mitnehmen sollen!*, sagt Coppa immer wieder, *ich hätte die Heringe hier in die Erde getreten, mit routinierter Miene die Fiberglasstangen gebändigt, Caba hätte die Szene mit seiner RTL-II-Stimme kommentiert, fünfzig, sechzig Sekunden hätte das sicher getragen!*

Ein Junge und ein Mädchen sind auf der Wiese eingeschlafen. Der Oberarm des Jungen ist dem Mädchen ein Kissen, bald wird sich der Tau in ihre Haare legen. Paßt einer der Schlüssel, die ihm aus der Hosentasche gefallen sind, vielleicht in das Schloß der Fahrräder, die sich dort drüben am Baum aneinander ketten?

Caba klebt dem Mädchen einen Zettel auf die Trainingsjackenschulter: *Ihr habt euch, wir haben eure Fahrräder. Morgen früh könnt ihr sie euch am Fischmarkt abholen, Schlüssel hinterlegen wir beim Pförtner der Lokalzeitungsredaktion.*

Der Weg zurück in die Stadt führt durch Kleingartenanlagen und Felder, die windevozierte Geräusche von sich geben. Um uns herum entfaltet sich ein Frühsommermorgen, wie ihn die *Neon* nicht schöner vorschreiben könnte. Coppa und Caba lassen die Pedale der schrottreifen Retrobikes quietschen, während meine Fingerkuppen unter dem brüchigen Ledersattel Halt suchen. Weil Kuppen keine Krallen sind, weil mein Po bei jedem Kiesel, den wir überfahren, aufspringt, einen neuen blauen Fleck bekommt und ein Stück weiter hinten auf dem Gepäckträger zu sitzen kommt, falle ich zweimal in den Graben, rolle mich, das Gesicht in der Armbeuge verborgen, die unkrautbewachsenen Anderthalb-Meter-Abhänge hinunter, richte mich auf, klopfe den Staub aus den Kleidern und greife je eine Hand von Coppa und Caba, die sie sich oben gegen die Stirn schlagen und lachen und sich ärgern, daß sie keine Kamera dabeihaben, wobei ein Zelt natürlich noch besser wäre, ein Zelt, das wir neben den Kleingärten aufschlagen könnten. Langsam nähern wir uns der Baumgrenze, hinter der die Stadt uns mit leeren, offenen Armen empfängt.

unscheinbar.

1. Schülerpreis

Von Beatrice Frank

Gedankenverloren starre ich auf das schmutzverkrustete Ding da in meinen Händen. Nehme nur unbewußt das unablässige Tropfen des Wasserhahns neben mir wahr, ebenso wie das grelle gelbe Licht, daß es mir fast unmöglich macht, irgendwelche Einzelheiten erkennen zu können. Tanzende Schattenflecken tummeln sich unter mir auf dem Boden – ich werfe einen Blick nach schräg-links zur Lichtquelle – es sind lediglich die schwarzen Motten, die um diese Zeit immer um das verstaubte Lampenglas herumschwirren.

Mit Fingerkuppen, die immer noch klamm und taub sind von der Kälte draußen, befreie ich die Glocke in meiner linken Hand von nasser Erde, Lehm und wenigen zerfetzten Herbstblätterresten. Dunkler, schwerer Rost splittert vom leicht rauen Blech ab; bei näherer Betrachtung kann man noch letzte Spuren einer bläulich-grauen Färbung erkennen. Ich versuche, sie anzuschlagen, finde aber keinen Klöppel, er muß wohl schon vor einigen Monaten verlorengegangen sein. Genaugenommen ist es gar keine wirkliche Glocke, es ist ein klägliches, jämmerliches Ding, das, fast vergraben unter bräunlichem Lehm und den Überbleibseln eines nassen Herbstes, einfach am Straßenrand gelegen hatte. An einer Nebenstraße, vermutlich achtlos fallengelassen. Vielleicht habe ich sie deswegen aufgehoben. Weil sie so offensichtlich nur ein einfaches, bloßes, unvollkommenes Ding ist, ein verkommenes Subjekt, das von ebenso vielen Leuten ignoriert wie mißbilligt wird. Vielleicht aber tat sie mir nur einfach leid, wie sie da so allein und verlassen und einsam im Dreck auf dem schlammigen Gehweg lag.

Mit zittrigen Händen schiebe ich die Glocke in meine rechte Jackentasche; dort bekommt sie wenigstens Gesellschaft von der Schale einer halben Haselnuß und einer eingetrockneten Hagebuttenfrucht, die Überreste eines Weidenkätzchens habe ich leider im vergangenen Sommer verloren. Unsicheren Schrittes erhebe ich mich und verlasse, halb wankend, halb gehend, die öffentliche Toilette einer Raststätte; eine schwere, tropfende Straße erwartet mich, deren asphaltierten Boden ich zuvor schon entlanggewandert war. Vielleicht, so überlege ich, während mich hin und wieder das Autolicht eines vorbeifahrenden Fahrzeuges im Rücken streift, vielleicht wollen diese Dinge, die ich einsammele, gar nicht gefunden werden. Wollen vielleicht mißachtet und ignoriert werden, dort im Schlamm, im Regen. Dann denke ich an mich selbst, während ich schaudernd ob der Kälte die Kapuze meiner Jacke etwas höher ziehe. Will ich denn gefunden werden? Ich gehe weiter, setze stur Fuß vor Fuß, bis mein Körper sich an den monotonen Laufrhythmus gewöhnt hat und automatisch funktioniert. Um längere Strecken zu bewältigen, und im Prinzip geht es um nichts anderes hier: um Strecken und Etappen und Abschnitte, ist ein solcher Mechanismus unerläßlich. Damit komme ich klar; es ist leicht, einen äußerlichen Schein von Stereotypie und Gelassenheit vorzutäuschen, oder doch zumindest physisch umzusetzen, meine Gedanken kann ich leider nicht abstellen, so sehr ich es auch versuchen mag.

Ich weiß nicht, was Vorbeiziehende – und alle sind Vorbeiziehende in meinen Augen – wohl sehen, wenn sie mich anblicken: die Sachen, die schon zu oft getragen wurden, um jemals sauber zu erscheinen, die stoische, desinteressierte Miene, die zu wenige Male durch ein Lächeln erhellt wurde, die dunklen, leeren Augen, die zu viel erblickt haben, um ausdrucksstark zu erscheinen. Ich lese Mißtrauen in ihren Augen, Argwohn, Mitleid, viel zu selten aufrichtige Anteilnahme, doch meistens übergehe ich Blicke jeglicher Art, ziehe vielleicht die Kapuze hoch und wende mich ab; nein, ich glaube nicht, daß ich gefunden werden will.

Umgeben von Kälte, Nacht und dem beginnenden Winter frage ich mich, wie mein Leben aussähe, würde ich den Blick eines Passanten erwidert haben; mit meiner kaum benutzten kratzigen Stimme alle Barrieren hinter mir lassend, die ich mir mühsam aufgebaut habe. Vermutlich nicht anders als sonst auch. Würde ich aufhören, nachts mit klammen Fingern eisige Erde oder Schnee von Dingen abzukratzen, die sonst niemand braucht, bis meine zerkratzten Hände so taub sind, daß ich die klirrende Kälte nicht mehr verspüre? Würde ich nicht mehr in verwahrlosten Raststätten nach jeder Lichtquelle sehen, um nach Motten zu suchen, die den Winter überlebt haben könnten? Die düstere Straße unter mir will mir keine Antwort geben, ebensowenig, wie es eine gefundene Glocke, eine Nußschale oder eine Hagebutte jemals könnten; doch vielleicht muß ich es nicht laut hören, um die Antwort zu wissen. Das durchdringende Geräusch einer Autohupe erklingt hinter mir, ich bin wohl unbewußt zu weit nach links abgeschweift. Trottenden Schrittes begebe ich mich wieder zu meinen Platz am Straßenrand, mehr ist es doch gar nicht, was ich will. Das und vielleicht ab und an eines der kleinen, unvollkommenen Dinge, die ich aufheben und sicher in meiner Tasche verstauen kann.

spiegelbild.

2. Schülerpreis

Von Adina Frank

Der Wasserhahn tropft leise, während ich auf den weißen Küchentisch starre. Tapp, tapp und das leise Klicken der Uhr. Die Oberfläche des Tisches ist mit rötlichen, schlierenartigen Flecken überzogen, tief in der Holzmaserung eingekrochen, eingebohrt, angerichtet wie ein Gedeck. Durch die Tür kommt das Hemd getappt, barfuß, ungewaschen. Das Hemd, weil er nie etwas anderes anzieht. Nur das gelb verwaschene, ausgeleierte Hemd, das in besseren Zeiten einmal weiß gewesen ist. So wie der Tisch. Genauso weiß. Ohne Flecken, die wie Krater aussehen, Krater auf dem Mond, dunkel, tief, abstoßend.

Seine Stimme reißt mich aus den Gedanken. Er drückt eine zitternde, verblaßte Hand auf meine, die sich auf den roten Kratern zusammengerollt hat, übt kaum Druck aus, sucht meinen Blick. Ich stehe langsam auf und entziehe mich seiner hilflos zuckenden Hand, meine Sicht fällt auf den Wasserhahn, streift die Uhr, wandert zögernd weiter zu seinem formlosen Gesicht mit den schwarzen Höhlen und den pochenden Adern an seinem Hals. Ich lächle seinen Mund an, weil ich es nicht wage, höher zu blicken und gehe an ihm vorbei zur Tür. Ohne mich umzuschauen, weiß ich, daß er meinen Rücken anstiert, bis ich sie hinter mir geschlossen habe. Ich denke an die roten Krater, die jetzt nicht mehr über den Tisch verlaufen, sondern über seinen Hals, und bewege mit einem Ruck meine schweren Füße. Es ist gefährlich, zu weit zu gehen, also tue ich es nicht, unterdrücke den übermächtigen Drang, einfach loszulaufen, wegzurennen, nie wieder zurückzukehren, und denke stattdessen daran, daß meine Schuhsohlen ganz abgewetzt sind, daß meine Finger einen alten löchrigen Stoffbeutel umklammern, daß die Leute mich ansehen, als würden sie mich dulden, nicht akzeptieren.

Ich komme an und bin geblendet von den grellbunten, neonfarbenen Auslagen, die Lagerschränke wachsen ins Unermeßliche, beugen sich vor, stoßen an die Decke, deren Putz wohl nicht allzu lange mehr hält. Und nein, ein Fehler, die Decke des Kaufhauses ist klinisch weiß, steril, sicher. Es war die Decke des Hemdes, an die ich dachte. Ein Stechen hinter meiner Stirn, ich schließe die Augen. So etwas passiert öfter hier, kein Grund zur Sorge, kein Grund zum Innehalten. Ein Schritt nach links und ich bin da. Das Stechen wird stärker, nimmt meine Sicht, blockiert mein Gehirn, glühendweiße Blitze in meinem Kopf, breiten sich aus, meine Hand wird taub, aber nicht bewegungsunfähig. Ich ergreife wankend mehrere Flaschen, unwirsch klirren sie aneinander, das kalte Glas an meiner Haut spüre ich kaum. Die verschwommene Straße vor dem Kaufhaus beginnt sich aufzulösen, zu einer wabernden Masse zu verwirbeln, zu schemenhaften Formen zu verschmelzen – wie ich nach Hause gekommen bin, weiß ich nicht mehr, nur, daß ich gefallen bin, denn meine Knie schmerzen und meine Beine fühlen sich schwach und zittrig an. Aber auch das ist kein Grund zur Beunruhigung, auch das bin ich längst gewohnt.

Ich trete ein, und nichts als der Tisch begrüßt mich, mit seinen weißen Holzbeinen und dem roten, zerfurchten Antlitz. Ich verbeuge mich belustigt – alles scheint so lustig in diesem Moment –, grüße die zähneklackernde Uhr, den tropfenden Wasserhahn, suche das Hemd, ohne es zu finden. Ich weiß, daß er nur im Badezimmer sein kann, daß ich ihn sehnsüchtig lächelnd vorfinden werde, so hilflos wie einen alten Greis, an seinem eigenen Erbrochenen fast erstickt. Ich öffne stockend die Tür und dann sehe ich ihn, in dem gelben, ausgewaschenen Hemd, mit dem formlosen, aufgedunsenen Gesicht, den schwarzen Höhlen und den roten Kratern auf dem ausgezehrten Hals. Er lächelt, als er mich sieht und ich hebe die Hand mit der Flasche, lächle zurück, lächle seinen Mund an, nicht sein Gesicht, und proste ihm vergnügt zu.

Zurück im Bad bleibt nur die Reflexion des Spiegels.

seifenblasenträume.

3. Schülerpreis

Von Jana Schneider

eine nach der anderen steigt in den blauen himmel
gefüllt mit träumen und wünschen
weit weg oder unerfüllbar
sie platzen und dann ist alles wie vorher
doch manche bleiben an den grashalmen hängen
schillern und glänzen im sonnenlicht
solche träume lassen einen dann nicht mehr los
bis sie erfüllt sind

Das nächste **hEFt** erscheint am 29. März 2010.

» Offene Redaktion: 3. Februar, Weinstein Le Bar
» hEFt-reliest am 26. März in Erfurt
» Redaktions- und Anzeigenschluß am 26. Februar
» Kontakt: redaktion@heft-online.de
» Thema: Zeit für Übergangsjacken

» Autor/innen

» Zeichner/innen

» Fotograf/innen

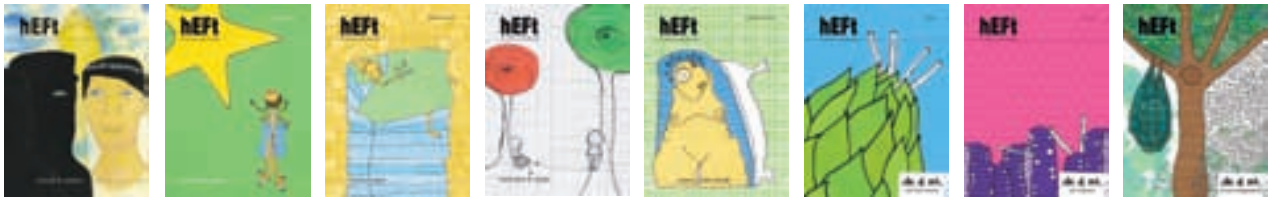
hEFt sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Zeit für Übergangsjacken«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

hEFt zum Mitnehmen

» **Erfurt** Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Füchsen, Café Nerly, Café Tiko, Café Wildfang, Campus Hilgenfeld, Copy-Team, double b, Henner Sandwiches, Kaffee Hilgenfeld, Kinoklub am Hirschlachufer, Kunsthaus, Opera Hostel, Peckham's, Radio F.R.E.I., Stadtgarten, Steinhaus/Engelsburg, Studentenclub UNI-k.u.m., Weinstein Le Bar, Waschsalon Schongang » **Weimar** ACC, mon ami » **Jena** Café Immergün, Café Wagner » **Gotha** KommPottPora » **Ilmenau** TU-Campus » **Eisenach** Café

hEFte zum Herunterladen unter www.heft-online.de



» Autor/innenverzeichnis

» JIM AVIGNON, Jg. 1966, Maler, Musiker, Illustrator und Konzeptkünstler, lebt in New York und Berlin » ANDREAS BAUER, Grafiker, Erfurt » KLAUS BAUM, Jg. 1965 in Zwiekau, Kunstschriftsteller und Jounalist, lebt in Erfurt » TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen » FRANK DIEHN Jg. 1976, quErfurt, fOtodEsiGn & gRafik, www.frankon.de » CLARA EHRENWERTH, Jg. 1987, studiert Kulturjournalismus und Kreatives Schreiben in Hildesheim, Herausgeberin des Literaturmagazins bella triste » JANA FISCHER, Menschenkind, seit einem Jahr in Erfurt » ADINA FRANK, Jg. 1991, Schülerin, Gera-Hermsdorf » BEATRICE FRANK, Jg. 1991, Schülerin, Gera-Hermsdorf » KATHRIN FRANKE, Jg. 1977, Politikwissenschaftlerin und Redakteurin der sozial- und geisteswissenschaftlichen online-Zeitschrift Behemoth - A Journal on Civilisation » PAOLO FUSI, 50, Römer » BORIS HAJDUKOVIC, Mitwirkender bei Radio F.R.E.I. und Fotograf, www.s7habo.deviantart.com » JENS HARTMANN, geboren 1986 in Frankfurt am Main, Student der Kommunikations- und Literaturwissenschaft an der Universität Erfurt » ALBERT HEIDLER, Jg. 1971, Fotograf, Erfurt » ANDRÉ HERRMANN, lebt und studiert in Leipzig, tritt gemeinsam mit Julius Fischer als Slam-Team Totale Zerstörung auf » KATHARINA HOF, Jg. 1992, Schülerin, Erfurt » MARIO KLEMM, freier Mediendesigner, www.blickstrich.de » MAXI KRETZSCHMAR, Kunstvermittlerin Erfurt, Weimar und Leipzig » ANDREAS KUBITZA, Jg. 1979, seit 2003 Dauerpraktikant und ehrenamtlicher Kulturredakteur bei Radio F.R.E.I. » KAI MERTIG, Jg. 1987, studiert Literaturwissenschaft an der Uni Erfurt, Mitherausgeber der Literaturzeitschrift wortwuchs, www.wortwuchs.net » STEFAN PETERMANN, Autor und Mediengestalter, lebt in Weimar, www.stefanpetermann.de » ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt » THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt » PETER RAULFS, Jg. 1966, Desillusionist » RONNY RITZE, 29, Journalist und freischaffender Autor, Stadtilm » STEFFEN ROYE, Jg. 1972, schreibt, fotografiert und geht sommers mit der Theatergruppe Spielbrett auf Planwagentour, lebt in Dresden » ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt und Zeichner, Weimar, www.flausen.net » JANA SCHNEIDER, Jg. 1993, Schülerin, Erfurt » STEFAN SCHÜTZ, Jg. 1964, Lyriker, lebt in Erfurt » JOHANNES SMETTAN, F.R.E.I.er Sendungsmacher und Fotograf, www.diesektion.deviantart.com » DIRK TESCHNER, Klub 500, Journalist und Ausstellungsmacher, lebt in Berlin und Erfurt, www.kunsthaus-erfurt.de, www.klub-500.de » STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter » STEFFI WINKLER, Jg. 1978, Designerin, Erfurt, www.winklerin.de

winklerin.de